



Gestreifte Quelljungfer (Cordulegaster bidentata) 2009 im Spessart
Foto: Torsten Ruf





Wir bringen Ökologie auf den Weg.

- Echter Ökostrom zu fairen Preisen
- Ausbau nachhaltiger Energiequellen für aktiven Klimaschutz
- Förderprojekte für erneuerbare Energien im Main-Kinzig-Kreis
- Konsequente Schutzkonzepte für saubere Gewässer
- Denn Ihr Weg ist unser Weg – auch in Sachen Umweltschutz

Barbarossastraße 26 · 63571 Gelnhausen
Telefon 06051 84-2000
www.kreiswerke-main-kinzig.de



**Kreiswerke
Main-Kinzig**

Unsere Energie. Unser Wasser. Unser Weg.

ANSCHRIFTEN DER AUTORINNEN UND AUTOREN

Dr. Jürgen Ackermann Wolfsgrabenstraße 55 63607 Wächtersbach	Joachim Lorenz Graslitzer Straße 5 63791 Karlstein am Main
Siegfried Emmrich Schulstraße 10 63599 Biebergemünd	Rudolf Malkmus Schulstraße 4 97859 Wiesthal
Walter Engel Am Leeren Rain 7 63571 Gelnhausen-Hailer	Brunhilde Mieke Hohlweg 6 36275 Kirchheim
Friederike Graef Bergstraße 25 63549 Ronneburg	Elke Pfahls Gartenstraße 10 63571 Gelnhausen
Dr. Georg-Wilhelm Hanna Buchenstraße 22 63628 Bad Soden-Salmünster	Ingeborg Schall Odenwaldstraße 18 63477 Maintal
Bodo Henkens Kleinbahnstraße 4 63571 Gelnhausen	Irene Staeves Johanniter Straße 9 63571 Gelnhausen
Elfriede Kaiser Im Krötenbad 25 63571 Gelnhausen	Raimer Thienhaus Siedlungsstraße 9 63594 Hasselroth
Dr. Matthias Kuprian NABU Hessen LAG N & B Ringstraße 42 36396 Steinau an der Straße	Dipl. Biol. Sibylle Winkel NABU LAG N & B Pommernstraße 7 63069 Offenbach am Main

TITELBILD

Der Nachweis der Gestreiften Quelljungfer (Cordulegaster bidentata) im Spessart für 2009 stellt eine kleine Sensation dar. Mehr über die seltene Libellenart, deren fotografische Dokumentation Torsten Ruf meisterlich gelang, lesen Sie auf Seite 8 im Beitrag von Rudolf Malkmus.

IMPRESSUM

ISSN 0940-4198

Herausgeber:

Kreisausschuss des Main-Kinzig-Kreises · Amt für Kultur und Sport

Bezugsadresse:

Main-Kinzig-Kreis – Zentrum für Regionalgeschichte
Barbarossastraße 16–18 · 63571 Gelnhausen
Telefon 06051-85-11219 / -14318 · Telefax 06051-85-14611
E-Mail: christine.raedler@mkk.de

Redaktionsschluss der vorliegenden Ausgabe war der 01.11.2009

Redaktion: Christine Raedler

Layout und Gesamtherstellung: United Power Fields · Hanau

Preis: 5,80 € zzgl. Versandkosten

Anmerkung:

Für Wortlaut und Inhalt jeder Veröffentlichung ist der Verfasser verantwortlich. Mit der Einsendung wird das Recht zu redaktioneller Bearbeitung anerkannt. Nachdruck mit Genehmigung gestattet.

© Alle Rechte bleiben bei der Redaktion.

Ein Energiesparhaus bei Langenselbold vor 3.400 Jahren <i>Irene Staeves</i>	04
Die gestreifte Quelljungfer <i>Rudolf Malkmus</i>	08
Das NABU-Schutzgebiet „Amphibienparadies Steinau-Marborn“ <i>Dr. Matthias Kuprian & Sibylle Winkel</i>	09
Wie uns der Biber beim Duschen hilft <i>Elke Pfahls</i>	13
Großenhausen und seine urkundliche Ersterwähnung <i>Walter Engel</i>	17
950 Jahre Bad Orb und seine Münzprägung im Hochmittelalter <i>Dr. Georg-Wilhelm Hanna</i>	21
Braunkohlenförderung im Büdinger Wald (1731–1955) <i>Dr. Jürgen Ackermann</i>	25
Die Entwicklung der Dorfschulen im Ysenburger Land <i>Friederike Graef</i>	30
Cancrinit – ein Mineral aus Russland und sein Namensgeber aus Hanau bzw. Bieber im Spessart <i>Joachim A. Lorenz & Ralf T. Schmitt</i>	37
Das „Läuthäuschen“ und andere Mittelpunkte in Hailer <i>Walter Engel</i>	47
Der Ortskern von Meerholz <i>Bodo Henkens</i>	49
Schwesternstationen und Schwesternhaus im Kirchspiel Altenhaßlau <i>Walter Engel</i>	51
Der „Dalles“ – Dorfmittelpunkt von Bieber <i>Siegfried Emmrich</i>	54
Greifvögel und Eulen dürfen nicht aussterben! Praktischer Vogelschutz von 1950 bis 2008 <i>Raimer Thienhaus</i>	56
Neophyten, Nacktschnecken und asiatische Marienkäfer <i>Elfriede Kaiser</i>	59
Das Handwerk der Korbmacher in Dörnigheim <i>Ingeborg Schall</i>	61
Das Handwerk des Holzschuhmachers Wilhelm Ochs in Sinntal-Weichersbach <i>Brunhilde Mieke</i>	64
Neue Literatur <i>Zusammengestellt von Helga Koch</i>	66
Personalia	69
Veranstaltungen und Termine	70



Abb.1: Nachgebaute doppelte Flechtwand mit Grasfüllung und Lehmewurf. Ausstellung „Leben in der Bronzezeit“ beim Hessestag und im Museum Langenselbold.

Foto: Hans-Otto Schmitt

Ein Energiesparhaus bei Langenselbold vor 3.400 Jahren*

Zweischaliges, lehmeworfenes Flechtwerk mit Dämmung aus trockenem Gras

Irene Staeves

In unseren Tagen bemühen wir uns beim Hausbau um Energieeinsparung. Dass die Menschen aber auch schon vor 3.400 Jahren über hervorragende Methoden der Wärmedämmung verfügten, die die Dämmwerte von Fachwerk- und Ziegelwand weit übertreffen, zeigen die Befunde einer Grabung bei Langenselbold im Sommer 2003.

Von Mai bis November 2003 untersuchte die Arbeitsgruppe Archäologie des Main-Kinzig-Kreises unter Leitung des Kreisarchäologen Dr. Hans-Otto Schmitt auf der Steinheile, einer Anhöhe bei Langenselbold, mittelbronzezeitliche Siedlungsreste¹. Sie waren durch Erosion gefährdet. Interessante Keramikscherben, Tierknochen und Muschelschalen von Mahlzeitresten sowie eine Bronzegussform für eine Radnadel wurden hier unter anderem geborgen. Die wichtigsten Funde hat das Museum Langenselbold im Schloss ausgestellt, dazu den Nachbau einer wärmedämmenden bronzezeitlichen

Wand, so wie die im gebrannten Lehm erhaltenen Strukturen vermuten lassen. Die Rekonstruktion zeigt nur die Schichten der Wärmedämmung, denn wie das ganze Gebäude aufgebaut war, ist noch unerforscht, wir haben zwar Abdrücke von tragenden Balken im Lehm, wissen aber nicht, wie diese im Zusammenhang gestanden haben. Eine gleichartige Rekonstruktion der wärmedämmenden Wand wurde auch beim Hessestag in Langenselbold ausgestellt (Abb.1).

Welche Strukturen im Lehm weisen auf eine zweischalige Wand hin?

Ein großer Teil der Funde bestand aus Rotlehm, der wohl vermischt mit anderen Siedlungsresten als Bauschutt in die Grube gekommen war. Im Trockenzustand wog dieser Rotlehm ca. 100 kg. Rotlehm entsteht, wenn Lehm durch starke Hitze verziegelt wird, so dass er auch im feuchten Erdreich seine Form behält. Ist erkennbar, dass dieser Rotlehm zu einem Gebäude gehört, spricht man auch von Hüttenlehm.

Lehm wird auch beim Fachwerkbau verwendet. Die Gefache sind oft mit einem Geflecht aus senkrechten Höl-

zern (Staken) und waagerechten Ruten ausgefüllt. Dieses Geflecht wird innen und außen mit Lehm beworfen, geglättet und oft auch verputzt (Abb. 2). So wie der Lehm eines solchen Fachwerkbauwerks zeigen auch die verzierten Hüttenlehmstücke von der Steinheile teilweise Putz und Abdrücke von Staken und Ruten, allerdings ist das bronzezeitliche Geflecht offensichtlich aus Weidenruten, sehr dicht und feingliedrig. Außerdem sieht es so aus, als sei das Holzgeflecht auf der Steinheile nur von einer Seite aus beworfen und geglättet worden.

Die Brandhärte ist sehr unterschiedlich und reicht von weicheren verrundeten Fragmenten über hart gebrannte mit sehr deutlich erhaltenen Strukturen bis hin zu Stücken, die infolge großer Hitze eine glasartig blasse Oberfläche bekommen haben. Ein sehr heftiges Schadfeuer hat wohl hier gewütet und den sehr guten Erhaltungszustand vieler Fragmente mit bedingt. Mittelbronzezeitliche Siedlungsreste aus Heldenbergen und Oberwöllstadt zeigen sehr ähnliche Strukturen, aber nicht so prägnant. Zum weitaus größten Teil ist der Hüttenlehm ockerfarben, aber auch rötliche, graue und schwärzliche Stücke sind dabei. Fragmente unterschiedlicher Farbe und Brandhärte lagen direkt nebeneinander.

75 % der Stücke zeigen Spuren von Wandverstrich, bei einigen Fragmenten sogar mit andersfarbiger Putzschicht oder auch mit sorgfältig ausgearbeiteten Hohlkehlen. Vom Flechtwerk sieht man Abdrücke senkrecht stehender Staken von 1–2 cm Stärke. Bis zu fünf direkt nebeneinander stehende Staken finden sich in einem Fragment, manche sind sogar senkrecht gespalten. Die Flechtruten waren waagrecht alternierend um die Staken herum geflochten, so dass ein flaches, aber relativ stabiles Flechtwerk entstand. Die Riefen in den Abdrücken der Flechtruten gleichen den Riefen, welche die Rinde rezenter Weidenruten im Lehm hinterlässt. Die Richtung des Wandverstrichs folgt meist dem Rutenverlauf. Auch Abdrücke von Flachhölzern haben sich im Lehm erhalten. Ihre Maserung verläuft parallel zu den Staken, senkrecht zur Flechtichtung.

Bei der Rekonstruktion vieler vorgeschichtlicher Häuser geht man von einem einfachen Flechtwerk aus, das man beiderseits mit Lehm bewarf, dann



Abb. 2 Neuzeitliche Ausfachung einer Fachwerkwand in Rauschholzhausen.
Foto: Ilona Staeves

glättete man die Außenflächen. Die Hüttenlehmstücke von Langenselbold passen allerdings nicht in dieses Bild, denn häufig zeigen sich auf der Gegenseite der geglätteten Wandfläche wulstige Vorwölbungen, so als sei der feuchte Lehm von außen zwischen zwei Ruten hindurchgequetscht worden, ohne dabei auf Widerstand zu stoßen. Sie unterscheiden sich deutlich von verrundeten Brüchen.

Auffallend ist, dass sich auf 114 (knapp 4 %) dieser wulstigen Vorwölbungen deutliche Grasabdrücke befinden. Fragmente, die im Querschnitt Wandverstrich, Flechtwerk und wieder Wandverstrich zeigen, kommen nicht vor, wohl aber folgen bei einigen gut erhaltenen Stücken im Querschnitt Wandverstrich, Flechtwerk und wulstige Vorwölbungen mit Grasabdrücken aufeinander (Abb. 3, 4, 5 und 6). Diese Grasabdrücke sind keinesfalls mit Magerungsspuren zu verwechseln, denn sie liegen der Lehmoberfläche flach auf. Im Lehminnen kommen keine Grasabdrücke vor. Kämen die Grasabdrücke von Magerung aus dem Lehminnen, zeigten sich daneben Brüche, aber keine wulstigen Vorwölbungen. Die Grasabdrücke unterscheiden sich deutlich von den Hohlräumen der Magerung im Lehm, diese sind an den

Bruchstellen im Querschnitt sichtbar und sehr viel kleiner.

Der Lehmauftrag des Wandverstrichs auf den Ruten ist unterschiedlich dick. An den Stellen, an denen sich die Ruten außen um die Staken wölben, ist er nur von ca. 0,1 bis 0,9 cm, an den Kreuzungsstellen der Ruten 1,4 bis 2,5 cm stark. Auf diese Weise wird die wellige Flechtwerkoberfläche ausgeglichen und ein ebener Wandverstrich erreicht. So lässt sich mit Wandverstrich, Ruten, Staken, wieder Ruten und wulstigen Vorwölbungen eine maximale Wandstärke von ca. 7 cm

**Herrn Dr. H.-O. Schmitt danke ich sehr für seine fachliche Begleitung und seinen steten geduldigen Rat, außerdem Frau Dr. G. Callesen und Herrn Dr. J. Lindenthal, die uns freundlich Einsicht in das Fundmaterial gewährten, Frau Prof. Dr. A. Kreuz für die Kritik und die Bestätigung der Grasabdrücke, Herrn K. Wurche für den Hinweis auf den Film sowie Herrn W. Eicke-Hennig für die Bestimmung des U-Wertes.*

Eine ausführliche Darstellung ist zur Veröffentlichung vorgesehen in: Fundberichte aus Hessen 46/47.

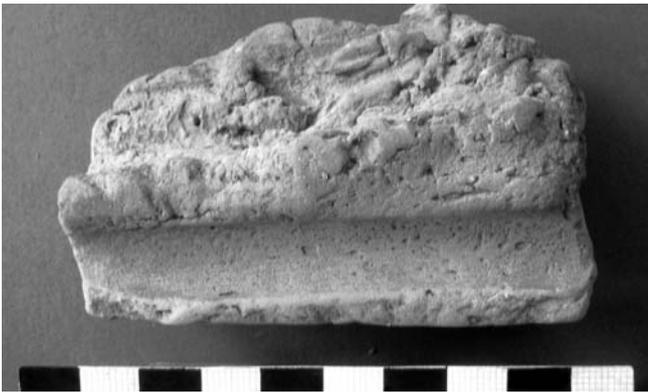


Abb. 3: Bronzezeitliches Hüttenlehmfragment. Ansicht von oben mit Rutenabdrücken, wulstigen Vorwölbungen und Grasabdrücken.

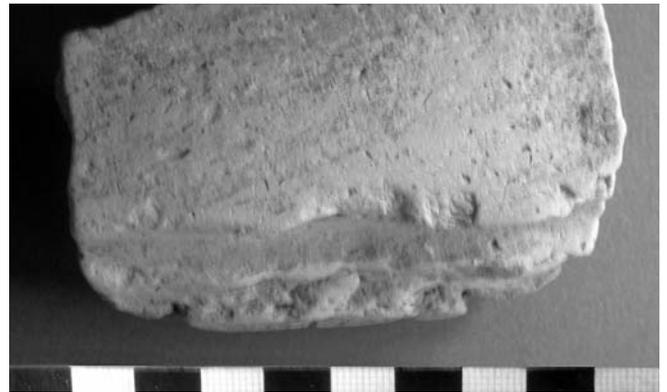


Abb. 4: Fragment wie Abb. 3, glattgestrichene Wandseite.



Abb. 5: Fragment wie Abb. 3, Ansicht von unten.



Abb. 6: Fragment wie Abb. 3, Grasabdrücke auf der Seite, die dem Wandverstrich gegenüber liegt.

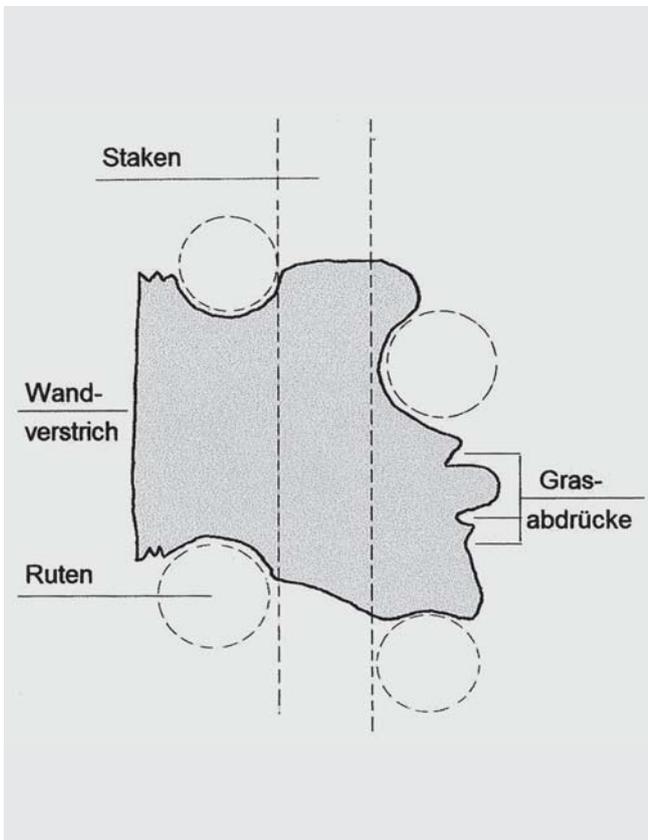


Abb. 7: Querschnitt durch Fragment wie Abb. 3, Maßstab 1:1.



Abb. 8: Ausschnitt aus Abb. 6 mit Abdruck eines Grasblattes.



Abb. 9: Lehm aus einer nachgebauten Flechtwand mit Grasabdrücken. Die Strukturen gleichen denen des bronzezeitlichen Hüttenlehms.

errechnen. Das ist für eine tragende Wand zu wenig. Experimente haben ergeben, dass eine einfache, ca. 10 cm starke lehmverstrichene Flechtwand kaum ihr eigenes Gewicht tragen konnte, schon gar nicht das Dach.²

Bei besonders starken kompakten Wänden, in denen das Flechtwerk nicht flach verläuft, sondern fast die ganze Wandstärke einnimmt, können zwar wulstige Vorwölbungen entstehen, wenn der Lehm nicht tief genug in das Flechtwerk eingedrungen ist. Auf eine solche starke einschalige Wandkonstruktion kann man aber aus dem Befund von Langenselbold nicht schließen, denn dann müssten mehr Lehmbruchstücke aus den inneren Wandbereichen erhalten sein. Hier aber stehen 2.316 Fragmente mit Wandverstrich nur 778 Fragmenten ohne Wandverstrich gegenüber. Vor allem erklärt ein einschaliger Wandaufbau zwar die Wandseiten und Flechtwerkabdrücke, nicht aber die wulstigen Vorwölbungen mit Grasabdrücken.

Es liegt nahe, die Lösung in einer zweischaligen, mit trockenem Gras gefüllten Wandkonstruktion zu suchen. Mit zwei parallelen Flechtwänden von je ca. 5–6 cm Stärke, deren Zwischenraum mit Gras ausgefüllt wird, kann eine stabile Wand von ungefähr 20 cm Stärke entstehen.

Eine doppelte Flechtwand mit trockenem Gras als Dämmstoff hat gegenüber einer einfachen wesentliche Vorteile. Sie ist leichter zu verputzen, denn wie man in einem Film über den Nachbau eines vorgeschichtlichen Hauses sehen konnte, fliegt der Lehm, wenn man eine einfache Flechtwand mit ihm bewirft, teilweise auf der Gegenseite wieder heraus.

Eine doppelte Flechtwand ist stabiler und tragfähiger als eine einfache. Bei einer doppelten Flechtwand können außerdem im Inneren, zwischen den beiden Flechtwänden, noch tragende Holzkonstruktionen Platz finden. Rund 170 Fragmente aus Langenselbold zeigen bis zu 7 cm breite Abdrücke von Flachhölzern, deren Maserung meist senkrecht zur Flechtwand verläuft, so dass sie von einer tragenden Holzkonstruktion stammen können.

Der wesentlichste Vorteil einer doppelten Flechtwand ist aber die bessere Wärmedämmung durch die Grasschicht in der Mitte.



Abb. 10: Die Innenseite einer im Experiment mit Lehm beworfenen Flechtwand zeigt den durchgedrückten Lehm mit Grasabdrücken.

Obwohl Uferrandsiedlungen nicht unbedingt mit Siedlungen in höheren Lagen zu vergleichen sind, ist ein Experiment beeindruckend, bei dem in Unteruhldingen am Bodensee rekonstruierte Pfahlbauten bewohnt wurden. Die Wände bestanden aus einer einschichtigen Astkonstruktion, die innen und außen mit Hüttenlehm versehen war. Beim Befeuern erwärmte sich das Rauminnere nur sehr langsam. Mit sinkender Außentemperatur, besonders aber nach dem Löschen des offenen Feuers in den späten Abendstunden, sank die Temperatur schnell wieder ab.³

Im Experiment wurde aus Weidenruten eine zweischalige Flechtwand mit Grasfüllung nachgebaut und mit feuchtem Lehm beworfen (Abb. 1). Dieser Lehm hat nach dem Trocknen die gleichen Strukturen wie der geborgene Hüttenlehm (Abb. 7 und 8). Er zeigt den Wandverstrich und die gleiche Rindenstruktur des Flechtwerks auf den Abdrücken der Weidenruten wie bei den Fundstücken, sowie die wulstigen Vorwölbungen an den Stellen, an denen der Lehm zwischen den Flechtwerk-ruten hindurchgequetscht wurde. Auf diesen zeichnen sich auch die Grasabdrücke in der gleichen Art wie beim bronzezeitlichen Hüttenlehm ab. Die Zahl der Grasabdrücke ist verhältnismäßig klein; das liegt daran, dass solche Abdrücke nur an den Stellen entstehen konnten, an denen der Abstand der übereinander liegenden Flechruten voneinander zufälligerweise sehr groß war, so dass der Lehmewurf weit ins Innere vordringen konnte, außerdem musste das Gras im Inneren genug Widerstand leisten.

Beim modernen Hausbau wird zweischaliges Mauerwerk mit verschiedenen Dämmstoffen verwendet. Die Befunde von Langenselbold lassen vermuten, dass die Menschen der Bronze-

zeit in unserer Gegend auch schon vor 3.400 Jahren Wände mit guter Wärmedämmung errichten konnten, indem sie zweischaliges Flechtwerk mit dem hervorragenden Dämmstoff Gras füllten und die Außenseiten mit Lehm bewarfen.

Nachdem eine Rekonstruktion beim Hessentag 2009 in Langenselbold ausgestellt wurde, hat die Hessische Energiespar-Aktion die Wärmedämmung einer solchen Wand berechnet: Mit einer 10 cm dicken Grasfüllung ist der Wärmeschutz verblüffend gut. Der U-Wert liegt zwischen 0,5 und 1,0 W/(m²K), je nachdem, wie fest das Gras eingestopft wurde und ob es feine oder grobe Grashalme waren. „Mit einer gewissen Demut sollten wir feststellen, diese Qualität wurde erst 1995 mit der damaligen Wärmeschutzverordnung wieder erreicht. In den Jahrtausenden dazwischen wurde der Wärmeschutz der Wände wieder schlechter. Vier- bis sechsmal schlechter bei der Fachwerk-wand, die Vollziegelwand war immer noch dreimal schlechter als die bronzezeitliche Energiesparwand. Der Fortschritt führt uns also manchmal nur wieder zu Bewährtem aus der Vergangenheit zurück.“ sagt Werner Eicke Hennig von der Hessischen Energiespar-Aktion.⁴ ■

Anmerkungen:

¹ H.-O. Schmitt, Eine Siedlung der mittleren Bronzezeit bei Langenselbold, Flur „Auf der Steinheile“, hessen-Archäologie 2003 (Stuttgart 2004) 55–58.

² I. Porozlai, Archaeological Park in Százhalombatta. Archaeology of the Bronze and Iron Age (Budapest 1999) 382.

³ M. Kraus/G. Schöbel/P. Walter, Das Hornstaadhaus im Pfahlbaumuseum Unteruhldingen. Feldversuch und Bewohnung. Ein Zwischenbericht. Plattform 7/8 (Unteruhldingen 1998/99) 76.

⁴ W. Eicke-Hennig, hessische Energiespar-Aktion, Pressemitteilung vom 16. November 2009.

Cordulegaster bidentata

Die Gestreifte Quelljungfer im Spessart

Rudolf Malkmus

Den Erstdnachweis der Gestreiften Quelljungfer (*Cordulegaster bidentata*) für das Mainviereck meldete Lenk 1997. Die Artdetermination erfolgte über 2 Larven, die in der Detritusschicht einer winzigen Gumpen in der Krenalzone eines Rinnsals unterhalb des Haibacher Wildparks östlich von Aschaffenburg gefunden wurde. Sie wurden „aufgrund ihrer parallelen Flügelscheiden und fehlender Lateraladern eindeutig *C. bidentata*“ zugeordnet (Lenk 1997).

Weshalb der inzwischen verstorbene Autor in einem später (1999) mit mir geführten Gespräch diese Eindeutigkeit der Artzuordnung in Zweifel zog, blieb unklar.

Eine im September 2009 von mir durchgeführte Nachuntersuchung an diesem Fundort verlief ergebnislos. Allerdings liegt der Quellbereich heute innerhalb des Wildparks und ist unzugänglich.

Weitere Nachweise dieser Art wurden seither im Spessart nicht bekannt (Malkmus 2002).

Im August/September 2009 konnte ich in der Krenal- bzw. Epirhithralzone von Seitenbächen im Oberlauf der Kahl und Laufach Larven von *G. bidentata* an 3 Fundorten registrieren:

23.08.2009: in einer Sphagnum-Rille des Fuchsborns, einem Nebenbach des mittleren Haberbachs, der in die Kahl fließt. Der Bachlauf wird von einem Fichten-Erlensaum innerhalb einer Hochbuchenwäldes begleitet; geologischer Untergrund: Bröckelschiefer; 320 m NN.

22.08.2009: Seitenrinnsal des Oberlaufs eines linken Nebenbachs des unteren Seebachs bei Hain, innerhalb eines Fichtenwäldes; geologischer Untergrund: Bröckelschiefer; 300 m NN.

02.09.2009: Hauptquellader der Laufach zwischen Hirsch- und Metzberg; kleines Seitenrinnsal in einer Sphag-

numdecke; Erlen-Fichtensaum innerhalb eines Buchenwäldes; geologischer Untergrund: Bröckelschiefer 300 m NN.

In allen Fällen kamen die Larven syntop mit solchen von *Cordulegaster boltonii* vor; letztere wiesen in vielen Bachabschnitten eine hohe Individuendichte auf.

Um eine Fehlbestimmung auszuschließen, wurden die Larven den Spezialisten Dr. J. Tamm und A. Pix (beide Kassel) zur Begutachtung zugesandt und eindeutig als *C. bidentata* zugehörig determiniert. ■

Literatur

Lenk, P. (1997): Die Gestreifte Quelljungfer (*Cordulegaster bidentatus* Sélys 1843) im Spessart. *Nachr. naturwiss. Mus. Aschaffenburg*, 104: 35–58.

Malkmus, R. (2002): Die Libellen des Spessarts. *Nachr. naturwiss. Mus. Aschaffenburg*, 106: 3–55.

Gestreifte Quelljungfer (*Cordulegaster bidentata*)

Foto: Torsten Ruf



Die 8 Flachwasserteiche im Ulmbachtal östlich von Marborn wurden vom NABU als Refugium für Wasserlebewesen aller Art angelegt. Foto: Sibylle Winkel

Das NABU-Schutzgebiet „Amphibienparadies Steinau-Marborn“

Erste faunistische Ergebnisse einer Erfolgskontrolle

Sibylle Winkel und Dr. Matthias Kuprian in Zusammenarbeit mit Rolf Weber, Elke Weber und Thomas Mathias

Bereits seit den 1980er Jahren betreibt die Regionalgruppe Steinau des Naturschutzbundes (NABU) mit Unterstützung des NABU Kreisverbandes Main-Kinzig in zunehmendem Maße Naturschutzflächenprojekte. Dabei stehen der Flächenerwerb und deren anschließende ökologische Aufwertung – oft in Zusammenarbeit mit der Kommune und örtlichen Landwirten – im Vordergrund. Um eine sachgerechte Zielbestimmung zu ermöglichen, aber auch um den Erfolg oder auch Misserfolg der Naturschutzmaßnahmen zu dokumentieren und das Management der Schutzgebiete zu optimieren, werden floristische und faunistische Untersuchungen in den Gebieten durchgeführt. Die Erkenntnisse aus diesen Untersuchungen fließen unmittelbar in die Pflegekonzepte des NABU ein.

Vor etwa 10 Jahren wurde das NABU-Projekt „Amphibienparadies“ gestartet. Seitdem wurde das Flächenprojekt kontinuierlich weiterentwickelt, so dass mittlerweile ein vorzeigbares Schutzgebiet des NABU entstanden ist, das nicht nur den Naturschutz-Akteuren selbst sondern auch der örtlichen Bevölkerung viel Freude bereitet. Das „Amphibienparadies“ ist ein gelungenes Beispiel dafür, wie mit viel ehrenamtlichem Engagement und der Unterstützung von Naturschutzbehörde und Kommune ein positiver Beitrag zum Erhalt und Fortbestand der regio-

nenal Biodiversität geleistet werden kann.

Gebietsbeschreibung und Projektentwicklung

Das NABU-Schutzgebiet „Amphibienparadies“ (Am Stummerain) liegt östlich des Steinauer Stadtteils Marborn im Tal des Ulmbaches. Nach Norden und Süden wird das kleine Schutzgebiet von Grünland begrenzt. Östlich schließt sich ein stark anthropogen überformter Hangwald an. Das Amphibienparadies selbst besteht aus

einer Teichgruppe von insgesamt 8 Teichen, die teilweise als kleine hantelförmige Doppelteiche gestaltet wurden. Gespeist wird die Teichgruppe vor allem aus einer kalkhaltigen Hangquelle, die gut 100 m östlich im Hangwald entspringt. Zwischen der Teichgruppe und dem Ulmbach hat sich ein kleines Auwäldchen mit Schwarzerlen und Hybridpappeln entwickelt.

Die sogenannten „Heldmannschen Teiche“ der ehemaligen Steinauer Gärtnerei Heldmann wurden bereits in den 1960er Jahren als Fischteiche (kleine

TABELLE 1: Wichtige Arbeitsschritte bei der Gestaltung des NABU Schutzgebietes „Amphibienparadies“.

Umsetzung	Entwicklungsmaßnahme	Durchführung	Bemerkung
1999/2000	Pacht- + Pflegevertrag mit Stadt Steinau	NABU Steinau	
1999/2000	Gehölzentnahme	NABU Steinau	
1999/2000	Revitalisierung mit Gewässergestaltung (Entschlammung, Ufer-Modellierung, Wasserzufuhr)	NABU Steinau	
2004	Erweiterung der Anlage um 3 Teiche	NABU Steinau	Jetzt insgesamt 7 Teiche
2000–2007	Besatz mit gefährdeten Kleinfischarten (Kooperation mit Fischzuchtbetrieb Herzberger), Stichlinge waren bereits im Gewässer vorhanden	NABU Steinau	Besatz mit Moderlieschen und Bitterlingen aus Klesberger Weiher.
April 2007	Erwerb der angrenzenden Feuchtwiese	NABU Steinau	
August 2007	Übertragung des Grundstückes „Am Stummerain“ (Amphibienparadies) ins Eigentum des NABU Steinau zum symbolischen Betrag von 1 Euro		Verkäufer: Stadt Steinau Die Stadt erhielt als Gegenleistung Ökopunkte gutgeschrieben.
2008/2009	Gestaltung eines weiteren Flachteiches	NABU Steinau	
2009 und folgende	Sukzessiver Ersatz der Hybridpappeln durch heimische Baumarten (z.B. Schwarzerlen, Schwarzpappeln, Flatterulmen), Zurückdrängung der Wasserpest	NABU Steinau	

Forellenteiche mit gemauerten Dämmen) angelegt. Nach der Auflassung der Teiche verlandeten die Stillgewässer weitgehend und wurden von aufwachsenden Gehölzen überschattet.

Seit 1999/2000 wurden die fast verfallenen Teichanlagen als „Amphibienparadies“ vom NABU Steinau teilweise mit UNB-Naturschutzmitteln, teilweise im Rahmen des Ökopunktekontos der Stadt Steinau zu neuem Leben erweckt. Sie wurden entschlammt, vergrößert und neu ausgeformt sowie von Gehölzen befreit. 2007 wurde noch ein süd-

lich angrenzendes Wiesengrundstück mit einem artenreichem Quellsumpf vom NABU Steinau erworben. Damit nimmt das kleine Schutzgebiet mittlerweile eine Fläche von rund 1,7 ha ein.

Nach den Zielvorstellungen des NABU Steinau soll sich das „Amphibienparadies“ als Refugium für seltene Amphibienarten entwickeln. Auch seltene Kleinfischarten sowie geschützte Insektenarten (z. B. Libellen und Wildbienen) sollen in dem Schutzgebiet besonders gefördert werden. Gleichfalls soll das Gebiet als Lebensraum des Eis-

vogels entwickelt werden. Getreu dem Motto „Für Mensch & Natur“ ist es auch Ziel des NABU, die örtliche Bevölkerung einzubeziehen und Teile des Gebietes für Naturinteressierte und insbesondere Kinder zugänglich zu machen. Da das Schutzgebiet am Rande eines beliebten Wanderweges liegt, wird es oft von Wanderern oder Spaziergängern zur stillen Erholung genutzt.

Tabelle 1 führt die wesentlichen Maßnahmen und Schritte zur Entwicklung des NABU-Schutzgebietes auf.



Das NABU-Schutzgebiet „Amphibienparadies“ ist ein Anziehungspunkt für große und kleine Naturfreunde. Foto: Sibylle Winkel

In den Jahren 2007 bis 2009 wurde bei mehreren Begehungen die Libellenfauna des Schutzgebietes erfasst. Damit sollte nicht nur die Biodiversität des Schutzgebietes aus odonatologischer Sicht ermittelt werden, sondern anhand dieser Tiergruppe auch eine Erfolgskontrolle der Maßnahmen sowie die Formulierung konkreter Vorschläge für eine Optimierung des Managements ermöglicht werden.

Libellenfauna

Mit bislang 20 in den Jahren 2007 bis 2009 nachgewiesenen Arten kann die Libellenfauna des „Amphibienparadieses“ insgesamt als überdurchschnittlich artenreich bezeichnet werden (Tabelle 2).

Insgesamt überwiegen „robuste“ Arten, die auch mit dem vorhandenen Fischbestand in den Gewässern zu recht kommen. Viele Arten treten nur

in geringen Individuenzahlen auf. Dies dürfte auf den Frassdruck durch die vorhandenen Fische zurückzuführen sein (Besonders Stichlinge ernähren sich sehr effizient von Laich sowie Libellen- und Amphibienlarven).

Nur in geringem Maße sind Arten vertreten, die auf Fischfreiheit oder auch wechselnde Wasserstände von Flachufeln angewiesen sind. Kaum vertreten sind die typischen Moorlibellen. Gleiches gilt für die Familie der Binsenjungfern (Lestiden).

Dem gegenüber werden im Gebiet typische Fließgewässerlibellen nachgewiesen, die in den Teichen nicht reproduzieren, aber das Amphibienparadies als Jagdrevier aufsuchen.

Mehrere Arten wurden nur einmal in Einzelexemplaren beobachtet. Dies ist charakteristisch für wandernde bzw.

einfliegende Arten aus angrenzenden Biotopen, z.B. *Calopteryx virgo*.

Das nachgewiesene Artenspektrum repräsentiert daher nicht nur die Libellenfauna des „Amphibienparadieses“ sondern darüber hinaus die der Ulmbachaue.

Sehr interessant ist vor dem Hintergrund der Klimawandel-Diskussion die Zusammensetzung der Libellenfauna hinsichtlich der zuzuordnenden klimatischen Verbreitungstypen. So stehen 7 kältetolerante Arten (Verbreitungstyp k = kontinental und e = eurosibirisch) nur 3 mediterranen Arten gegenüber. Die Mehrzahl der Arten ist indifferent. Das NABU-Schutzgebiet weist demnach einen relativ hohen Anteil an Arten auf, der unter den Bedingungen des Klimawandels künftig benachteiligt sein wird.

TABELLE 2: Libellenfauna des NABU-Schutzgebietes „Amphibienparadies Steinau-Marborn“

Wissenschaftlicher Artname	Deutscher Artname	RLH	RLD	VJ	Amphibienparadies Marborn 2007–2009
<i>Aeshna cyanea</i>	Blaugrüne Mosaikjungfer			m-N	Ad, Ei
<i>Aeshna mixta</i>	Herbst-Mosaikjungfer			e	Ad
<i>Anax imperator</i>	Große Königslibelle			m	Ad, Ei
<i>Calopteryx virgo</i>	Blaufügel Prachtlibelle	3	3	m-N	Ad
<i>Calopteryx splendens</i>	Gebänderte Prachtlibelle		V	m-N	Ad
<i>Coenagrion puella</i>	Hufeisen-Azurjungfer			m-N	Ad, Fr, Pa, Ei
<i>Cordulia aenea</i>	Gemeine Smaragdlibelle	V	V	e	Ad, Ei
<i>Enallagma cyathigerum</i>	Becher-Azurjungfer			e	Ad, Fr, Pa, Ei
<i>Erythromma najas</i>	Großes Granatauge	V	V	k	Ad
<i>Erythromma viridulum</i>	Kleines Granatauge	3		m	Ad
<i>Ischnura elegans</i>	Große Pechlibelle			m-N	Ad, Fr, Pa, Ei
<i>Libellula quadrimaculata</i>	Vierfleck			e	Ad, Ei
<i>Libellula depressa</i>	Plattbauch			m-N	Ad
<i>Somatochlora metallica</i>	Glänz. Smaragdlibelle			k	Ad, Ei
<i>Sympetrum sanguineum</i>	Blutrote Heidelibelle			m-N	Ad, Pa
<i>Sympetrum striolatum</i>	Große Heidelibelle			m-N	Ad, Pa, Ei, Fr
<i>Sympetrumvulgatum</i>	Gemeine Heidelibelle			k	Pa, Ei
<i>Orthetrum cancellatum</i>	Großer Blaupfeil			m-N	Ad, Fr
<i>Lestes viridis</i>	Weidenjungfer			m	Ad, Pa
<i>Pyrrhosoma nymphula</i>	Frühe Adonislibelle			m-N	Ad, Pa, Ei, Fr

RLH: Rote Liste Hessen (HMILFN 1996), RLD: Rote Liste Deutschland (BFN 1998). Nachweistyp (Hinweise auf Bodenständigkeit): Ei: Eiablage, Pa: Paarungsrad, Ad: Adult, Fr: frisch geschlüpfte Exemplare, Nw: Nachweis. VJ: Verbreitungstyp nach JACOBS (1969); m: mediterran; m-N: mediterran bis Nordeuropa; e: eurosibirisch; k: kontinental (einschließlich boreo-montaner Arten).



Die Große Königslibelle (*Anax imperator*) ist eine von rund 20 Libellenarten, die im „Amphibienparadies“ beobachtet werden können.

Foto: Sibylle Winkel



Schon kurz nach der Revitalisierung stellte sich die Erdkröte im „Amphibienparadies“ ein.

Foto: Sibylle Winkel

Weitere Beobachtungen

Nach der Revitalisierung der Teichanlagen wurden die Stillgewässer schnell von Teich- und Bergmolchen, Gras- und Wasserfröschen sowie Erdkröten angenommen, die allesamt hier reproduzieren und mäßig große Populationen aufbauen. Zumindest in den benachbarten Bereichen des Schutzgebietes, etwa im NABU-Schutzgebiet „Auberg bei Marborn“ kommt auch der Feuersalamander vor. Ob der Kammolch bereits das Gebiet erreicht hat, müssen weitere Untersuchungen zeigen. Für Pionierarten wie Laubfrosch und Kreuzkröte stellen die von Fischen besiedelten Gewässer derzeit keine brauchbaren Fortpflanzungshabitate dar. Gleiches gilt aktuell für die Gelbbauchunke, die fischfreie Kleingewässer präferiert.

Die recht plakative Bezeichnung des NABU-Schutzgebietes als „Amphibienparadies“ ist aufgrund der Fischdichte daher bislang nur mit Einschränkungen gerechtfertigt.

Ein Problem, dessen Lösung noch aussteht, ist der starke Bewuchs einiger Teiche mit der Wasserpest. Der wuchsfreudige Neophyt, dessen Name die Problematik hinreichend beschreibt, überwuchert große Teile des Wasserkörpers und verdrängt die heimische Flora recht erfolgreich. Allerdings bietet die stark wuchernde Pflanze vielen Amphibienlarven auch Schutz und Deckung vor Frassfeinden. Das künftige Management der Teiche muss darauf

ausgerichtet werden, die Pflanze zumindest teilweise zurückzudrängen.

Orientierend wurde im Bereich der angrenzenden Feuchtwiese die Heuschreckenfauna erfasst. Folgende Arten konnten bei nur sehr oberflächlicher Erfassung festgestellt werden:

- Sumpfschrecke (*Mecostethus grossus*), große und stabile Population
- Roesels Beißschrecke (*Metrioptera roeseli*)
- Langflügelige Schwertschrecke (*Conocephalus discolor*)
- Grünes Heupferd (*Tettigonia viridissima*)
- Gemeiner Grashüpfer (*Chorthippus parallelus*)
- Strauschschrecke (*Pholidoptera griseoptera*)

Die Zielart „Eisvogel“ besucht regelmäßig das kleine NABU-Schutzgebiet und nutzt dieses als Nahrungshabitat. Für den Eisvogel wurden im Schutzgebiet spezielle Brutboxen aufgestellt, deren Eignung als Bruthilfe für die Art in den kommenden Jahren im Schutzgebiet überprüft werden soll. Interessierte Naturbeobachter können mit etwas Glück und Geduld im Gebiet auch auf die Ringelnatter (*Natrix natrix*) stoßen, die hier reichlich Nahrung findet und vor Nachstellungen sicher ist.

Bemerkenswert ist auch eine stattliche Population der Weinbergschnecke (*Helix pomatia*), die vorwiegend in der gebüschfreien Brachfläche westlich der

Teiche lebt. Die Art genießt als Anhang V-Art der FFH-Richtlinie einen besonderen Schutz.

Fazit

Die in den Jahren 2007 bis 2009 vorhandene relativ hohe Fischdichte in den Gewässern wirkt sich insgesamt beschränkend auf die Libellenfauna sowie die Amphibienfauna aus und führt bei vielen Arten zu einer nur geringen oder mäßig hohen Individuenzahl. Allerdings kommen die Lage des „Amphibienparadieses“ in der Ulmbachau nahe dem Ulmbach sowie die Form und die Grenzliniendichte der kleinen Stillgewässer grundsätzlich vielen Arten entgegen.

Insgesamt gesehen ist aus Sicht der Libellenfauna das Potenzial der Teiche bei weitem noch nicht ausgeschöpft (dies gilt auch für die Amphibienfauna). Es wird daher in den kommenden Jahren angestrebt, einen Teil der Teiche fischfrei zu gestalten, um die Libellen-, aber auch die Amphibienfauna weiter zu fördern.

Besonderen Wert kann das Amphibienparadies als künftiges Refugium für kältetolerante Libellenarten entfalten, deren Überlebenschancen unter Bedingungen des Klimawandels in vielen hessischen Regionen zunehmend schwinden. Aufgrund der Speisung der Gewässer durch relativ kühles Quellwasser und der Waldrand nahen Lage (Beschattung) eignet sich das „Amphibienparadies“ als Rückzugsgebiet für kältetolerante Arten. ■

Das Bild zeigt eine klassische Biberburg in Sinntal. Die Burg entsteht erst, wenn dem Bewohner der Erdhöhle durch kontinuierlichen Ausbau die „Decke auf den Kopf“ fällt. Dann werden von oberhalb Abdichtungsarbeiten vorgenommen mit Schlamm, Stämmen und Zweigen. Um einen Luftaustausch zu ermöglichen, hat jede Erdhöhle und auch jede Biberburg einen „Kamin“.



Wie uns der Biber beim Duschen hilft...

Elke Pfahls

Biber sind die zweitgrößten lebenden Nagetiere unserer Erde. Übertroffen werden sie nur vom südamerikanischen Wasserschwein. Sympathieträger wie Eichhörnchen und Marmeltiere sind ihre nächsten Verwandten.

Im Laufe der Entwicklungsgeschichte gab es wohl über 19 Biberarten, von denen nur noch 2 Arten heute vorkommen, der kanadische Biber (*Castor canadensis*) und der europäische Biber (*Castor fiber*). In Aussehen und Lebensweise sehr ähnlich, können sie sich dennoch nicht untereinander fortpflanzen. Der Fachmann findet Unterschiede in der Genetik, z. B. 48 Chromosomen beim europäischen Biber und 40 Chromosomen beim kanadischen Biber, sowie in der Schädelausformung. Beim lebenden Tier ist das Analdrüsensekret, wohl auch ganz besonders für den Biber selbst, ein sicheres Unterscheidungsmerkmal.

Während der erst vor ca. 10.000 Jahren ausgestorbene, nordamerikanische Rieserbiber (*Castoroides ohioensis*) gute 200 kg auf die Waage bringen konnte,

schaffen es die heutigen Vertreter nur auf gut 1/10 dieses Gewichtes. 25–30 kg sind bei einem erwachsenen Tier die Regel. Mit einer Körperlänge von bis zu einem Meter und dem abgeflachten, kellenartigen Schwanz, der nochmals 35 cm messen kann, sind sie nichtsdestotrotz kräftige, imposante Tiere mit einem nicht minder imposanten Gebiss. 20 Zähne nennt der reine Vegetarier sein Eigen mit je 2 riesigen Schneidezähnen im Ober- und Unterkiefer, deren orange Farbe von Eiseneinlagerungen im Zahnschmelz herrührt. Im Zusammenspiel mit der enormen Kaumuskulatur können so selbst härteste Materialien bearbeitet werden.

Die Biber leben in monogamer Dauerehe. Die Weibchen werden mit ca. 2 1/2 Jahren geschlechtsreif. Die mittlere Lebenserwartung in freier Natur

liegt bei etwa 8 Jahren. Tödliche Krankheiten, Verkehr und vor allem die stark umkämpfte, begrenzte Anzahl an geeigneten Revieren sind die Gründe, warum das in Menschenhand mögliche Alter von 35 Jahren in Freiheit wohl nie erreicht wird.

Mit nur einem Wurf von 2–3 Jungen pro Jahr ist auch die Fortpflanzungsrate eher gering. Natürliche Feinde wie Fuchs, große Greifvögel und auch Raubfische stellen dem Nachwuchs zusätzlich nach. Der erwachsene Biber in Deutschland muss sich nur vor einem Lebewesen wirklich fürchten: dem Menschen.

Relativ einfach zu erbeuten, stand er schon bei den ersten europäischen Siedlern auf dem Speisezettel. Doch erst in den vergangenen Jahrhunderten



Der Biber steigt hier aus dem Wasser, um Ausbesserungsarbeiten an seiner Burg vorzunehmen. Deutlich sieht man die breite Schleifspur, die entsteht, wenn der Biber über Land geht. Solche Spuren zeigen auch an, welche Wege der Biber zurücklegt, um an Nahrung zu gelangen.



Bibersee in Gundhelm mit unterschiedlichen „Staufstufen“, die dem Biber ein höher gelegenes Gelände erschließen. Baumeister mit „Köpfchen“.

intensivierte sich die Jagd auf seinen Pelz, sein Fleisch und seine „Medizin“, das Bibergeil, dergestalt, dass es den europäischen Biber an den Rand der Ausrottung brachte. Nur an der Mittleren Elbe konnten sich Restbestände erhalten.

In Hessen tauchte der letzte Biber 1864 endgültig unter. Und erst gut 120 Jahre später, 1987/88, tauchten sie hier wieder auf.

Mit Hilfe der Hessischen Landesforstverwaltung bezogen damals 18 Elbe-Biber an Jossa und Sinn neue Domizile. Weitere 20 Jahre hat der Biber gebraucht, um heute mit geschätzten 300 Tieren auch Kinzig und Schmale Sinn und bald wohl auch den Main zu besiedeln. Gesehen worden sind sie auch schon in der Wetterau und in Bebra. 66 Reviere hat man 2008 gezählt, von denen 51 bewohnt waren.

Ein Biberrevier umfasst ca. 1–3 Kilometer, auch bis zu 10 km Fließgewässerstrecke mit bis zu 25 m breiten Uferstreifen und wird mit mehreren Wohnbauten ausgestattet. Damit der Eingang zu diesen Wohnräumen immer unter dem Wasserspiegel liegt, braucht der Biber eine Mindestwassertiefe von 50 cm. Zu kleine oder zu flache Gewässer werden bei sonst geeignetem Umfeld dann eben aufgestaut. Zur Not tut es auch ein Entwässerungsgraben oder ein Stillgewässer. Dafür soll ihr Revier aber eine möglichst reichhaltige Kraut- und Weichholzvegetation bieten.



Dieser beeindruckende Bibersee verdeutlicht den Konflikt mit der Zivilisation. In Neuengronau hat eine Biberfamilie „ihren“ Bach so weit angestaut, dass die Straße zu überfluten drohte. In Abstimmung mit der Forstverwaltung Schlüchtern und dem zuständigen Straßenbauamt wurde der Damm künstlich so zurückgesetzt, dass sowohl der Wasserspiegel erhalten bleibt als auch der Straßenkörper gesichert ist. Hätte man den Damm einfach abgerissen, so hätte der Biber mit hoher Wahrscheinlichkeit sofort mit der Neuerrichtung begonnen. Das Problem wäre nicht gelöst geworden.

Biber sind nicht wählerisch und schwelgen in manchen Gegenden in bis zu 300 verschiedenen Kraut- und Gehölzarten, die im Wasser oder Ufernähe verfügbar sind. Dabei ziehen sie im Sommer Gräser, Kräuter und Wasserpflanzen vor. Im Winter überwiegen dann noch zur Verfügung stehende Weichgehölze.

Als Vegetarier benötigen sie durch ihr Körpergewicht und ihren stundenlangen Aufenthalt im Wasser eine Menge Kalorien. Wenn es sich anbietet, macht der Biber daher auch vor Feldfrüchten und Obstbäumen nicht halt. Das macht ihm nicht gerade Freunde unter den Landwirten. Aber Freunde hat der Biber trotzdem und es werden immer mehr! Und das hat was



Unter Wasser liegender Eingang einer Biberwohnröhre. Diese Röhre und zahlreiche weitere sind in einen steilen Hang gegraben, der an einem Entwässerungsgraben in Gundhelm verläuft. Die Wahrscheinlichkeit, dass hier in Kürze eine Biberburg entsteht, ist daher gering. Nichtsdestotrotz hat die revierbewohnende Biberfamilie hier durch verschiedene Staustufen schon riesige Wasserflächen geschaffen.

mit seinem Leberelement, dem Wasser, zu tun. Seitdem nämlich bei vielen Leuten immer öfter der Keller unter Wasser steht, macht man sich Gedanken darüber, warum das Wasser nun grade da ist, wo man es doch gar nicht haben wollte. Wofür hat man denn die Flüsse und Bäche begradigt und überall Kanäle angelegt, die das Hochwasser schnell und effektiv ableiten sollten?

Nach einigem Nachdenken ist man auf eine bedeutende Ursache gekommen. Das Wasser ist nicht nur schneller geworden, es ist auch anders verteilt. Der Grundwasserspiegel sinkt und der Hochwasserspiegel steigt.

Die Bäche und Flüsse wurden in der Vergangenheit zu großen Teilen aus ihrer mäandrierenden Form in ein grades Gerinne gepresst. In diese Gerinne münden z. B. Regenwasserüberläufe der Ortschaften und Entwässerungskanäle und Drainagen der Landwirtschaft. Das Regenwasser steht nicht mehr tagelang in den großräumigen Schlingen und Altarmen der Gewässer und ufert bei Bedarf in die Auen aus, von wo es ins Grundwasser versickern kann.

Es wird großräumig durch Kanäle sofort abgeleitet und lässt die begradigten Gerinne, die nur noch einen Bruchteil ihres früheren Fassungsvermögens

haben, zusätzlich anschwellen. Und irgendwo weiter unten, da kann es gar nicht mehr so schnell ablaufen, wie es von oben nachkommt. Und hier steht es dann im Keller.

Nun kommen wir so langsam wieder an den Anfang der Geschichte, was hat der Biber nun mit unserer Dusche zu tun?

Der Biber ist quasi der Installateur, der uns dabei hilft, das Wasser aus dem Keller in die Dusche zu bringen, sprich, aus dem begradigten Gerinne ins Grundwasser. Dabei hat er durchaus ureigene Interessen. Das Wasserreich, dass er sich durch gezielte Bautätigkeit schafft, erfüllt für ihn zahlreiche Funktionen. Es schützt den Eingang zur Burg vor Feinden und das Burginnere vor Zugluft.

Der Biber ist ein schlechter Landgänger, aber ein behender Schwimmer. Das Wasser dient zur kräftesparenden Fortbewegung und Transport von Nahrung zum Bau, ja selbst als Vorratslager zugleich.

Der überwiegende Teil seiner Streifzüge an Land findet in einer 20 Meter-Zone um das Gewässer statt. Sind die Nahrungsvorräte hier erschöpft, dann staut der Biber das Wasser höher oder an einer anderen Stelle, so dass er neue Ressourcen erschließen kann.



Von Menschenhand „neu“ errichteter Damm in Neuengronau, um die Straße vor Überflutung zu sichern.

Verbaut wird dabei alles, was zur Verfügung steht. Die ganze Familie hilft beim Dammbau. Die Eltern geben den Ton an, die Jungen werkeln schon mal mit. Früh übt sich, was ein guter Ingenieur werden will.

So beginnt der Biberdamm meist mit ein paar verzweigten Ästen, die an geeigneter Stelle ausgelegt werden und auch Treibgut auffangen. Weitere Zweige und kleine Bäume werden ineinander verkeilt, laufoberhalb wird schon mal Schlamm zum Abdichten angebracht. Aufrecht sieht man ihn dann und wann, bepackt mit Baumaterial, über die Dammkrone balancieren, um dort Ausbesserungen vorzunehmen. Dem leiblichen Wohl zum Opfer gefallene Weichholz-Stämme werden ebenso weiterverwandt wie eigens gefälltes Hartholz, das er als Nahrung verschmählt.

Ein kleinerer Damm kann ggf. über Nacht entstehen und morgens schon seinen Zweck erfüllen. An größeren Bauwerken ist der Biber schon mal ein paar Wochen zugange. Die Dämme sind hochelastisch, halten in der Regel auch Hochwassern stand und werden ständig ausgebessert, solange sie dem Biber nützlich sind. In guten Revieren können Hauptdämme 100 Jahre lang über Generationen erhalten werden. Nebendämme, die z. B. kurzfristige Nahrungsquellen erschließen, verfallen auch rasch wieder.



In und um die Bibersteiche gibt es ganze Lebensgemeinschaften, die von diesen kleinräumigen Strukturen abhängen.

Wo ein Bibersteich wächst, sterben Bäume und Landpflanzen ab. Totholz entsteht. Heute weiß man, welche wichtige Funktion Tothölzer in einem Gewässer erfüllen. Sie verändern die Strömung und schaffen Lebensräume unterschiedlicher Fließgeschwindigkeit im Gewässer. Mehr Licht gelangt zum Boden, die Wassertemperatur steigt an. In Randbereichen entstehen neue Kleingewässer, die vom steigenden Grundwasserspiegel gespeist werden, zuerst ohne Anschluss an den Bachlauf. Zunächst fischfrei, sind sie daher

ideale Lebens- und Fortpflanzungsstätte für Amphibien. Neue Pflanzengesellschaften stellen sich ein. Bei längeren Anstauungen treten Schilf, Rohrkolben und Pfeilkraut auf. Eisvogel, Schwarzstorch und Fischotter gesellen sich ebenso gerne in die vom Biber geschaffenen Auenbereiche wie später Teich- und Drosselrohrsänger, Rohrhammer und Wasserralle.

Der Rückgang an solchen Feuchtfeldern durch das Entwässern von Flächen, die Begradigung von Flüssen und Bächen und die Versiegelung durch Straßen und Besiedlung haben die Hochwassergefährdung in den letzten 100 Jahren stetig verschärft. Wo der Biber nun seinen Damm wieder bauen

darf, werden natürliche Retentionsräume und Feuchtfelder wieder erschaffen, die unserer Umwelt ihre Dynamik wiedergeben. Denn eines haben die Biber und ihre Dämme mit dem Hochwasser gemeinsam: Sie sind nicht von Dauer, sie kommen und gehen.

Je öfter jedoch der Biber in Zukunft seine Dämme bauen darf, umso seltener werden Hochwasserereignisse werden. Weil er eine Schlüsselrolle spielt in der Ökologie unserer Auen und Vorreiter sein darf für ein wiedergekehrtes Verständnis unserer Umwelt.

Damit das Wasser aus der Dusche kommt und nicht im Keller steht...



Ältere und bereits vergriffene Ausgaben des Mitteilungsblattes werden demnächst für Sie auch im Internet als pdf-Dateien zum Herunterladen bereitgestellt.

Besuchen Sie virtuell das Zentrum für Regionalgeschichte auf der Homepage des Main-Kinzig-Kreises (www.mkk.de).

Falls Sie Autor des Mitteilungsblattes werden möchten, wenden Sie sich bitte per E-Mail an zfr@mkk.de.

Großenhausen und seine erste urkundliche Erwähnung 1387

Walter Engel

Eine Zusammenfassung der urkundlichen Ersterwähnungen der Linsengerichter Ortsteile erschien im „Mitteilungsblatt des Zentrums für Regionalgeschichte“, Jahrgangsheft 2005. Schon damals war bei den Recherchen über Größenhausen und Lützelhausen eine besondere Aufmerksamkeit geboten, da in einigen alten Urkunden nur die Ortsbezeichnung „Husen“ zu finden ist, die keine einwandfreie örtliche Einordnung zuließ. Für Größenhausen konnte man daher nur das schon in verschiedenen älteren Publikationen angegebene Jahr 1398 bestätigen.

Gerade in der Heimatforschung ist man vor Überraschungen, sowohl im positiven als auch im negativen Sinne, nie gefeit. Vielleicht ist das eben das Faszinierende in diesem Metier.

So ist nun unlängst Siegfried Schories vom Heimat- und Geschichtsverein Linsengericht bei der Durchsicht heimatkundlicher Aufzeichnungen auf eine Notiz gestoßen, nach der das Stadt- und Stiftsarchiv Aschaffenburg testamentarische Papiere des Kanonikers Hermann von der Ecken aufbewahrt, in denen Größenhausen 1387 vorkommt. Das darauf angesprochene Aschaffener Archiv stellte kurzfristig Fotokopien der Dokumentation zur Verfügung:

- 1) Stiftsurkunde U 147 vom 6. Mai 1387 „Testament des Kanonikers Hermann von der Ecken“, Original Pergament 53,5 x 37 cm, ohne Plica, jedoch mit Notarzeichen, in lateinischer Schrift
- 2) Archiv-Regest der Urkunde U 147 vom 6. Mai 1387

Die Urkunde: Die umfangreiche testamentarische Verfügung lässt auf einen sehr begüterten geistlichen Würdenträger schließen. Im Einzelnen ist



Eine historische Aufnahme von Größenhausen aus dem Jahr 1585: Ausschnitt aus der historischen Landeskarte Grenze zwischen Hanau und Ysenburg bei Altenhaßlau und Hailer Angefertigt von dem Frankfurter Maler und Kartenzeichner Elias Hoffmann im Juni/Juli 1585. Der Auftraggeber war die Gräfliche Kanzlei in Hanau. Signum der Karte: StA Marburg P II 14.932.

sein Besitz in dem später folgenden Regest aufgelistet.

Für die nunmehr belegte urkundliche Ersterwähnung von Größenhausen vom 6. Mai 1387 ist die Gült (Abgabe/Steuer) von einem Bürger des Dorfes ausschlaggebend. Genannt wird eine Familie „Eselman in Großenhuß“ die jährlich 1 ½ Malter Roggen abzuliefern hatte.

Mit diesem Vermächtnis und den Abgaben der Zinspflichtigen z. B. aus Altenhaßlau, Bernbach, Eidengesäß, Gelnhausen, Hailer, Horbach, Sornborn und Lützelhausen, errichtete Hermann von der Ecken eine Vikarie am Jakobusaltar, St. Jakob, Aschaffenburg.

Die Vikarie war eine mittelalterliche Stiftung, deren Inhaber, ein Vikar, von den Einkünften dieser Einrichtung lebte. Er hatte dafür wöchentlich eine

bestimmte Anzahl von Messen an dem Altar zu lesen und für das Seelenheil des Stifters zu beten.

Das Regest, die Inhaltsangabe einer Urkunde, ist im vorliegenden Fall wegen den mit größter Genauigkeit verzeichneten Testamentsvorgängen außergewöhnlich umfassend. Obwohl es damit schon im weitestgehenden Sinne einer Übertragung des lateinischen Textes in das Neudeutsche nahe kommt, enthält die Archivbearbeitung doch mehrfach lateinische Wort- und Satzversionen, die dem Nichtlateiner eine Auswertung erschweren.

Trotzdem wird der heimatkundlich Interessierte in der nun folgenden wörtlichen Abschrift für seinen Bereich so manches Beachtenswerte finden und zu deuten wissen.

In nomine domini Amen Inhabitate eiusdem archidiaconi Trecentesimo octuagesimo septimo In diebus Decima prima
 etiam uel quasi In choro Sane Sancti Petri et Alexandri Aschaffenburgensis pro Summo Archiepiscopo In mea Notitia
 ecclesie Aschaffenburgensis magnam Dicitur De fauente gratia sanis mente sensu et corpore prout et nouissime
 puenit confirmo ppositio et firma intentione aucte scripti et consuetudinari et potestate testandi melioribus
 et habere possunt plenam roborem firmitatem summam inuoluntariam seu dilectionem suam voluntatem fecit
 reliquit in modum infra scriptum Primo enim hunc et districtos duos duos Gredim et magnum cantorem et
 absentes tanquam pntes suos et dilectione sue voluntate executores seu manuales defensores actores ptecorum
 suos fecit et testatui manuales in equali testamento in eadem die facto iuxta laudabilem consuetudinem et pntibus
 coram oculis in solidum plenam et omnimodam ac liberam potestatem seu quale mandatum dicitur summam testam
 entem omnipotenti deo et domino nostro ihesu xpo dominum filio post obitum summam animam suam non addidit sed ad
 et bonis suis per duos suos testamentarij plene et integre pfoluunt post hoc dicit legat et deputat reuocand
 testator cupiens p salute anime sue et animarum omnium parentum suorum et omnium fidelium et similibus et nouis in futurum
 per dominum ducatum in perpetuum habenda deputat redditus perpetuos subscriptos ad communes presencias ecclesie
 qui fuerint patris sui put in registoriis suis continetur Item septem maldros silig perpetui redditus quod soluit
 pntes Item census ppetuos decem solidos hallen quos soluit Bertholdus deus Engelger de terra sua in langon
 sex maldros silig duo maldros iuene ppetui redditus in Someloren quos soluit hermannus omnes ppetuo
 maldros silig quod soluit Conradus soluit ibidem Item tria maldros silig ppetui redditus nouem solidos denarij
 carnis prouisorum Item quinq maldros silig duo maldros iuene ppetui redditus in Bernbach quos soluit G
 silig tria maldros iuene ppetui redditus duas auas quatuor pullos equales unum pullo carnis prouisorum
 de omnia cum hereditate herede Item Alcaidimud maldros silig quos soluit Eselman in Grofchenbus Item
 duam libras cere quos soluit frigus ferd in lugehhusen Item deputat ad domum corpus dicant census su
 cera et censibus duas ppetuas sicut in uenitur in registoriis suis de quibus dicitur soluit singulis diebus
 riam deo domini hermanni et hinc testator et suorum ppetuo Item duam libras cere per off deo ex eadem uole
 et agros pratis et uincis ibid su Item unum beuatiu in duobus uolubus et ordine Aschaffenburgensis om
 ad communes presencias non tunc Aschaffenburgensis redditus decem marchas que soluit deo et duo lib
 libr ad ammissatium de testator Item duam libram ad septimum Item unam libram ad tria maldros silig
 mans sue que est fena exota ante natiuitatem xpi Item duas libras ad pntes Regina cele
 uentes equaliter distribuend et una libra hall ad fabricam ecclesie Aschaffenburgensis ppetuo
 census ppetuos quos soluit Gomo Althor de uerba et habitatione sua sua off deo in dicitur
 pagatur Item redditus ppetui quatuor maldros silig soluit post obitum Alheid familie sue in
 argenteu domo Tristrando Item de quatuor ppetuis argenteis marcorum ex eis legat domo Gredim Cantor
 et omnia legat domo petro ludenbach Item Breuatiu equale tu clousuris omnibus legat domo hermanni
 Alheidi analle sue in Beinhhusen decem flor et decem maldros silig Item uerze familie sue in ppetuo
 telle lucie in Emmerlebach decem flor Item alia omnia bona sua mobilia et immobilia relicta et
 infideles fideliter conuertenda put deo reddi debent rationem dans magilomms deo testator eius
 testatem dicitur summam testamentum exequendi petendi et recipiendi intra et extra iudicium calli
 status existant et de recepto huiusmodi sine queracione pactu faciendi et uolens non petendo pntem seu
 pntem quosq summam inuoluntariam seu dilectionem suam voluntatem omnibus omnium
 et debet uolens et mandans huiusmodi suum testamentum seu dilectionem suam voluntatem omnibus omnium
 obseruari que eorum testamenta reuocat totaliter pntes saluo in sibi iur domini suum testament
 uel in parte Requirit me notari publicu subscriptu et petens ut sibi ul manuales libris suis p
 instrumenta testam curstantiu inuocant Ita sunt hec in opido Aschaff Sub Anno domini In diebus
 et herfeldia hermanno et clouis canonice et iohann ebploms uicario de eccle Aschaffenburgensis



Et ego Gotsfridus deus curia de Gersfeldia dia
 notarij ordinarij legationi et ppetuo
 pnotarij testibus pntes inter sui eaq sio fieri et a
 alijs auditis negocijs occupatus p alio scribi fu
 sigis meo solto et consueto signatus et

Urkunde U 147 vom 6. Mai 1387 des Stadt- und Stiftsarchivs Aschaffenburg, Erwähnung von „Großen Huf“, Zeile 20.

Abschrift:

U 147 · 1387 MAI 6

Not.-Instr., errichtet 1387 (Ind. 10., 10. Jahr Papst Urbans VI.) Mai 6, wonach 'in choro ecclesie sanctorum Petri et Alexandri Aschaffinburgensis prope summum altare' der Kanonikus Hermannus de Acie (= von der Ecken) sein Testament errichtete.

Test.-Vollstrecker: die Kanoniker Erwinus de Maguntia, Tristrandus de Treveri, der Vikar Winemarus und sein (des Testators) Diener Rudolffus.

Dann errichtet er eine neue Vikarie auf dem S. Jacobus-Altar. Für die durch den Vikar zu erhaltenden Präsenzen vermachte er zu den gemeinen Präsenzen des Stifts folgende Gülten:

In Ranfeltshusen 22 Malter Roggen 'Geilnhusensis mensure', die seinem Vater gehörten 'prout in registris suis continetur'; ferner 7 Malter Roggen, die Conradus Kluß daselbst entrichtet; ferner 1 Malter Roggen, zu entrichten durch die Erben des Heinr. Scheffer daselbst in Langendypach; ferner 10 Schill., zu entrichten durch Berthordus Mirgeler von seiner Hofstatt in Langendypach 'iuxta stratam qua itur in Franckenfurt'. Zum 'corpus' der gen. Vikarie vermachte er: 6 Malter Roggen und 2 Malter Hafer in Sonneborn, zu entrichten durch Hermannus Omerspecher von seinem Hof, dazu 1 Gans, 2 Sommerhühner und 1 F.-h.; ferner 1 Malter Roggen zu entrichten durch Conradus Folrad daselbst; 3 Malter Roggen und 9 Schill, zu entrichten durch die Witwe des Heinrich Obeßer in Horbach, dazu 1 Gans, 2 S.-h. und 1 F.-h.; ferner 5 Malter Roggen, 2 Malter Hafer in Bernbach, zu entrichten durch Gela, die Witwe des Heißeler, dazu 2 Gänse, 4 S.-h., 1 F.-h.; 6 Malter Roggen, 3 Malter Hafer, 2 Gänse, 4 S.-h. 1 F.-h., zu entrichten durch Hermannus Burgman in Heiler; 9 Schill. zu entrichten durch Stahel von Bernbach von einem Weinberg am Hertwiger berge; 1½ Malter Roggen zu entrichten durch Eselman in Großenhusen; 1 Malter Roggen und 1 Malter Hafer, 1 Gans, 2 S.-h. und 1 F.-h., und 1 Pfd. Wachs, zu entrichten durch Ffriczo Foyd in Lutzelnhusen; ferner alle seine Zinsen in Haselauwe und Ydengeße in Höhe von 6 Pfd. Hall. mit Hühnern, Gänsen, Wachs 'et censibus dictis Reigczinse, sicut invenitur in registris suis', wovon der Vikar täglich dem

Zelebrans des Hochamtes 1½ Hall. antiqu. für das Gedächtnis des Testators und seiner Vorfahren zu entrichten hat. Ferner vermachte er dorthin 1 Pfd. Wachs 'vff der Sweren Molen' und ½ 'quartale' 'papaveris': ferner 5 Malter Roggen, zu entrichten durch den dictus Schoder von Selbolt von Äckern, Wiessen und Weinbergen daselbst; ferner 1 'beuiarium (sic) in dubbis voluminibus de ordine Aschaffinburgensi' und 1 Missale.

Zu den gemeinen Chorpräsenzen vermachte er eine Gült von 10 Mark (= 18 Pfd. Hall.), zu entrichten durch die Stadt Geilnhusen, wovon 4 an der Oktav von S. Katherina, 5 an seinem Jahrtag fällig sind, ferner 1 Pfd. an seinem Siebten, 1 Pfd. an seinem Dreissigsten, 3 Pfd. am Jahrtag seines Vaters und seines Bruders Heinrichus, 1 Pfd. am Jahrtag seiner Mutter 'quod est feria sexta ante nativitatem Christi', 2 Pfd. für die Antiphon 'Regina celi', 1 Pfd. schließlich zur 'fabrica' des Stifts. Ferner 2 Pfd. an die residierenden Kapitularkanoniker 'per ieiunium'.

Ferner zu den Präsenzen den Jährlichen Zins, den Conr. Walther von Vrba von seinem Haus 'vff dem Nydernmerckte' entrichtet, zur Feier der Lanze des Herrn. Eine Gült von 4 Malter Roggen, zu entrichten nach dem Tod seiner Magd Alheydis in Geilnhusen, zum Fest des hl. Jacobus.

Seinen Testamentsvollstreckern vermachte er: dem Tristrandus sein 'ciphum duplicatum argenteum', von seinem 'quatuor picaria argentea' das beste dem Cantor Erwinus, das nächstbeste dem Wynemarus, das nächstbeste seinem Diener Rudolffus, das viertbeste dem Petrus Ludenbach.

Sein Sommerbrevier mit grüner Hülle vermachte er dem Heinrichus de Clivis; seinem Diener Rudolffus 20 Gulden und 20 Malter Roggen in Geilnhusen; seiner Magd Alheidis in Geilnhusen 10 Gulden und 10 Malter Roggen; seiner Magd Metze in Aschaffinburg 6 Gulden und 2 Malter Roggen; seiner jungen Magd Elsa 1 Gulden und 1 Malter Roggen; der 'domicella' Lucia in Smerlebach 10 Gulden.

Alle übrigen noch nicht legierten Güter vermachte er zu den gemeinen Präsenzen. Zeugen: Godfr(idus) von Hersfeldia, Heinrichus de Clivis, Kanoniker, und der Vikar Johannes Wylonis.

Notar: Gotfridus Ernst von Hersfeldia, clericus Maguntin.dyoces. publicus imperiali auctoritate notarius.

Or.-Perg.: 53,5 cm br / 37 cm h; ohne Plica. Notar-Zeichen.

Rückvermerk 14. Jh.: Constitutio testamenti domini Hermannus de Acie canonici, vacat quia postea alteravit et idem revocavit. ■

Literatur:

Fischer-Pache, Wiltrud: Wirtschafts- und Besitzgeschichte des ehemaligen Kollegiatstifts St. Peter und Alexander zu Aschaffenburg bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts; Aschaffenburg 1993, Geschichts- und Kunstverein Aschaffenburg e.V.; *Schäfer, Martin*: Heimatbuch des Kreises Gelnhausen, Gelnhausen 1950; *Engel, Walter*: Die urkundlichen Ersterwähnungen der Linsengerichter Ortsteile in einer kurzen Zusammenfassung Altenhaßlau-Eidengesäß ..., in: Mitteilungsblatt Zentrum für Regionalgeschichte, Gelnhausen 2005.

Anmerkungen zu Abkürzungen und nicht alltäglichen Begriffen:**Abkürzungen**

S.-h. = Sommerhuhn
F.-h. = Fastnachtshuhn

Wörter

Antiphon = liturgischer Wechselgesang
corpus = Altarsakrament
domicella = Ritterfräulein
fabrica = Bauunterhaltungsfonds
Gülte = Steuer; Zinszahlung in Geld o. Naturalien
Kanoniker = Katholische Geistliche aller Weihenstufen eines Dom- oder Kapitels. Ob sie in Gemeinschaft oder in getrennten Häusern lebten, kann man aufgrund historischer Dokumente als Sowohl-als-auch definieren. Hermann von der Ecken hatte, wie aus seinem Testament hervorgeht, zahlreichen Besitz und sonstige Einkunftsrechte, sowie persönliche Diener und Dienstmägde; er lebte demnach eigenständig.
Kapitel = Körperschaft der Geistlichen einer Dom- oder Stiftskirche, auch Versammlung eines geistlichen Ordens.
Liturgie = besondere Form des Gottesdienstes, z. B. am Altar
Malter = Fruchtmaß, Mengen länderspezifisch unterschiedlich; z. B. in Frankfurt: 1 Malter = 114,74 l
papaveris = Mohn
Pfründe = Lebensunterhalt von Geistlichen; mit Einkünften versehene geistliche Stelle
Plica = Falte (= Umbug), z. B. des unteren Urkundenrandes, um ihn für das Anhängen des Siegels zu verstärken
quartale = Viertel (Quart), altes Hohlmaß
Präbende = Einkommen, Pfründe
Präsenz = Pflicht des Inhabers einer geistlichen Stelle, an deren Sitz sich aufzuhalten; des Weiteren; die Kasse, aus der die anwesenden Geistlichen bezahlt werden, insbesondere bei geistlichen Stiften
Präsenzgeld = Anwesenheitsgeld
Regest = Inhaltsangabe einer Urkunde
Regina coeli = Himmelskönigin; katholische Bezeichnung Marias nach einem Marienhymnus (Festgesang, Lobgesang)
Vikarie = Erläuterung im Text des Beitrages
Zelebrans = Feier des Messopfers

Stadtwirtschaft und Geldwirtschaft

950 Jahre Bad Orb und seine Münzprägung im Hochmittelalter

Dr. Georg-Wilhelm Hanna

Vielbeachtet in der Öffentlichkeit konnte 2009 das Bad Orber Stadtjubiläum als 950. Geburtstag begangen werden. Rückblickend soll auch an ein wichtiges Zeugnis zur Stadtgeschichte erinnert werden: an einen äußerst seltenen Denar (einen beidseitig geprägten Pfennig), der überliefert ist, doch leider die Zeitläufte nicht überstanden hat.



Die Sonderprägung zeigt auf der Vorderseite die Vedute der Stadt, das Stadtwappen und die Beschriftung „Stadt Orb um 1825“. Auf der Rückseite wird auf den Anlass hingewiesen: „950 Jahre Orbaha 1059–2009“.

Foto: Frank Schäfer, Kinzigtal-Nachrichten, 5. Juni 2009.

Die mittelalterliche Münzprägung in Deutschland ist recht verwirrend, da die Kaiser und Könige des beginnenden zweiten Jahrtausends sehr großzügig mit der Verleihung des Münzprägerechts umgegangen sind und ein stürmischer Boom von Münzstätten Gründungen bzw. -wiederbelebungen einsetzte. Viele Äbte und Bischöfe, ebenso weltliche Herrscher waren prägeberechtigt, wobei sich viele aber das Recht auch einfach angeeignet hatten. Die Pfennige dieser Zeit bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts zeigen einen ungewöhnlichen Bilderreichtum. Könige, Herzöge und Bischöfe, Szenen wie Kampf und Belohnung, Kirchen, Burgen, Reiter, Löwen, Adler, Bäume und Blumen, eingefügt

in ein vielfältiges Zierwerk, wechseln einander ab.

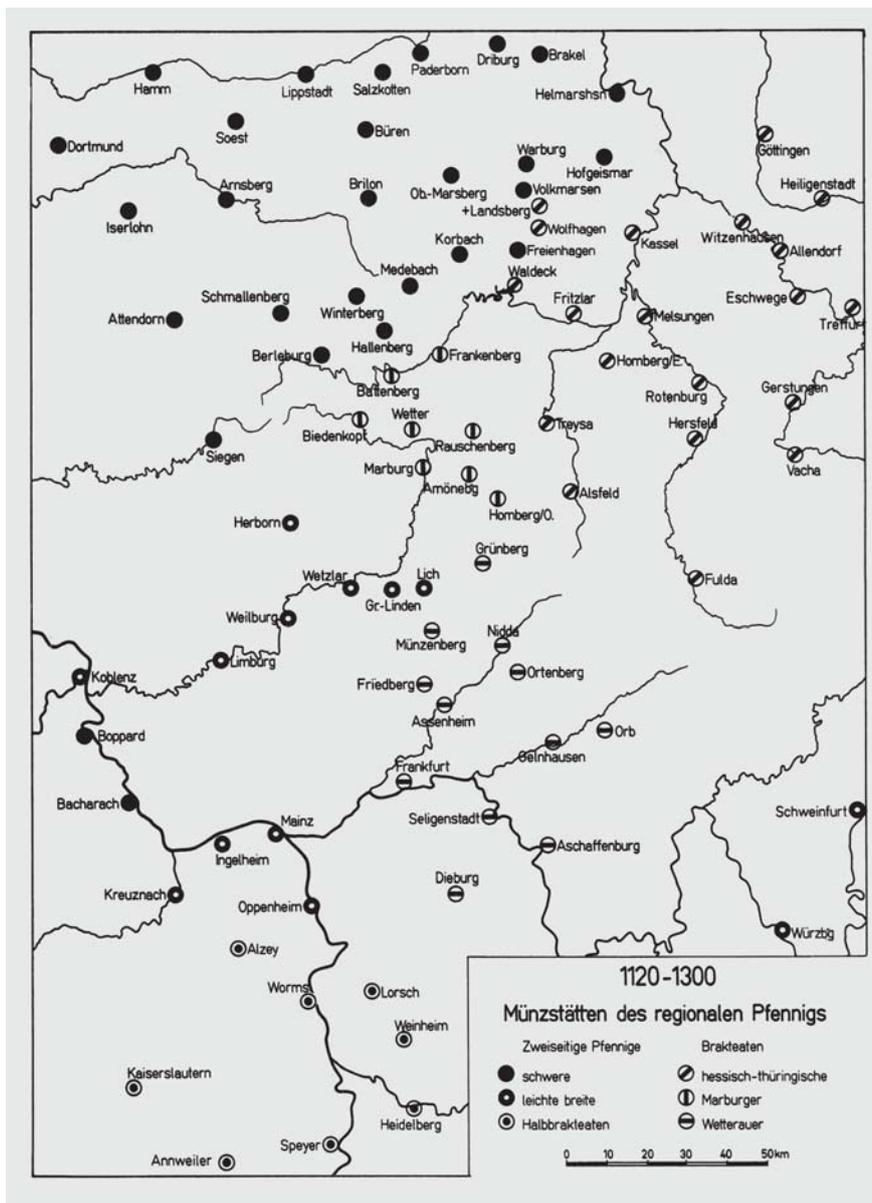
Die Münzen des 10. und 11. Jahrhunderts versorgten in gewissem Grade das Umland der Märkte, in denen sie geprägt wurden. Vor allem aber dienten sie dem Fernhandel. Man kennt daher die meisten von ihnen aus Funden, die vorwiegend aus dem damaligen Ausland stammen. Seit der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts vollzog sich ein tiefgreifender Wandel. Er wird besonders deutlich, wenn man die Karten der frühen Münzstätten im 10. und 11. Jahrhundert mit dem Bild der folgenden Epochen vergleicht. Im 12. und 13. Jahrhundert war unser heutiges Hessenland von Prägeorten geradezu über-

sät. Es ist übrigens derselbe Zeitraum, in dem die meisten unserer Städte entstanden sind, oftmals durch eine planmäßig vorbereitete und durchgeführte Gründung. Indem so die Stadtwirtschaft sich ausbreitete, wurde auch die Geldwirtschaft intensiviert. Selbst an kleinen Orten wurden damals Münzen geschlagen.

Die Währungslandschaft in der Wetterau, die zu jener Zeit fast das ganze Rhein-Main-Gebiet umfasste, zeigt eine der interessantesten Strukturen innerhalb des staufischen Reiches. Dort, wo Friedrich I. Barbarossa schon in Gelnhausen eine Münzstätte errichtet hatte, setzten die Stauer noch andere neue in Betrieb, in denen nur zweiseitige Pfennige geprägt wurden, die auch den Namen von Wetzlar tragen.

Auch in Gelnhausen und Münzenberg sowie in Aschaffenburg wurden im 13. Jahrhundert zweiseitige Pfennige geprägt, wozu noch Prägungen in Friedberg, Assenheim, Nidda, Ortenberg und Orb kommen. Die Münzstätten in der Wetterau nahmen ihre Tätigkeit unter ihren Fürsten, Grafen und Herren auf, was für Orb unter den Herren von Trimberg zutraf.

Es ist nicht exakt überliefert, wann Orb Stadtrechte erhielt. Dazu schreibt Gerhard Bott in: Die Städte in der Wetterau und im Kinzigtal, Hanau 1951, Seite 67: „Es erscheint zwar erstmals im Jahre 1292 als *oppidum*, aber schon im Jahre 1267 tritt ein Schultheiß von Orb als Zeuge auf.“



Orb als Münzstätte des Regionalen Pfennigs.

Karte aus: Hess, S. 7

Der Ort entstand der Landeshoheit des Erzbistums Mainz. Im Jahre 1064 war das *'predium Orbaha in pago Wettereiba cum Castro et ceteris appendiciis'* von König Heinrich IV. dem Mainzer Erzstift St. Stephan und Martin übergeben worden. In späterer Zeit waren allerdings einzelne Hoheitsrechte zeitweise im Besitz angesehenere Adelliger der Umgegend. So hatten im Jahre 1292 die Grafen von Weilnau die Gerichtsherrlichkeit, und gleichzeitig stand den Herren von Trimberg der Zoll und die Bede zu. Graf Luckhard von Weilnau überließ im selben Jahre die Hälfte des *'oppidum'* Orb an Ulrich I. von Hanau. Seit dem Jahre 1313 erwarb Kurmainz die einzelnen Besitzrechte wieder für sich zurück, und seitdem blieb Orb eine mainzische Stadt, wenn

es auch von 1428 bis 1564 an Hanau verpfändet war. Orb war Mittelpunkt eines mainzischen und später bayrischen Amtes und 'Landgerichtes'.

Da eine Stadtrechtverleihungsurkunde nicht vorliegt, lässt sich nicht erkennen, auf wessen Willen die Stadterhebung Orbs zurückgeht. Es ist durchaus denkbar, dass Kurmainz als damaliger Besitzer der Burg sich schon in der Staufenzzeit die Stadtrechte für den Ort hatte verleihen lassen.“

In der Wetterau, in Nieder- und Oberhessen liefen breite, mit starkem Relief wie in Treiarbeit hergestellte Münzen um, sogenannte Brakteaten (von *bractea* = Metallblättchen, insbesondere Edelmetallblättchen). In die-

sem Brakteatengrenzgebiet haben wir also in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zweifellos ein Nebeneinander von ein- und zweiseitigen Pfennigen.

In diesen Münzgebieten gaben folglich mehrere Münzstätten Pfennige heraus: zwar mit eigenem Bild, aber dennoch untereinander so ähnlich, dass die Zeitgenossen sie als Währung von anderen unterscheiden konnten. Auf namentliche Nennung der Münzstätte wurde meist verzichtet, da die Bevölkerung – von wenigen abgesehen – ohnehin nicht lesen konnte.

Auch diese waren untereinander keineswegs gleich. Nach dem Aussehen und auch als Geldsorten sind drei große Gruppen zu unterscheiden: Im Süden die Wetterauer, im Osten die hessischen samt Fuldaern und Hersfeldern und zwischen beiden in Oberhessen der „Marburger Pfennig“.

Im Zentrum dieses in der Wetterau verbreiteten Münztyps steht das Bild der geistlichen und weltlichen Fürsten mit den Attributen ihrer Macht und ihres Ansehens, in dominierender Haltung gegen Unterebene.

Die Städte sind die ursprünglichen Träger der Münzprägung. Das Geld ist der eigentliche Freiheitsbringer der Städte, die sich Ende des 13. Jahrhunderts in immer stärkerem Maße mit ihrem Geld von den Stadtherren freikaufen. Stadluft macht frei, Geld macht frei. Was auf Orb, wie wir gesehen haben, gleichfalls zutrifft und ein Zahlungsmittel aus der Zeit der Orber Prägung überliefert ist.



Wetzlar, Konrad IV. CV-CVN
Sitzender gekrönter König mit
Lilienzepher und Reichsapfel.
+WECLARIA•CI (vitas) Kreuz,
in den Winkeln kleine Kreuze.
Silber, 0,75 g.
Repro aus: Suhle, S. 137



Wetterauer Pfennig (Brakteat), um 1170/80, Kaiser Friedrich Barbarossa, Königliche Münzstätte. Sitzender gekrönter König mit Lilienzepter und Reichsapfel.

Repro aus: Hess, Abb. 4 und 5.



Fuldaer Pfennig (Brakteat), Abt Konrad II. (1177–1192), Münzstätte Fulda. Auf Faltstuhl thronender Abt mit Mitra, Krummstab und Buch.

Repro aus: Hess, Abb. 4 und 5.

Bei Walter Hävernicks Münzwesen der Wetterau, Marburg 1936, wird auf Tafel XV unter der Nr. 268 die Münzprägung des Orber Silberpfennigs dargestellt und als Besitznachweis die Sammlung der Universität Leipzig aufgeführt. 1983 brachte die Volksbank Bad Orb aus Anlass 750 Jahre Stadt nach diesem Vorbild aus der Zeit bald nach 1240 eine modern gestaltete Nachprägung heraus.

In gleichen Zusammenhang erwähnt der zwischenzeitlich verstorbene Dr. Heinz Dehmer, er habe nach dem Verbleib der Originalmünze geforscht. Doch ist eine Kontaktaufnahme zu DDR-Zeiten mit der Universität nicht zustande gekommen.

Eine neuerliche Anfrage, ob diese Münze noch in den Beständen der Universitätsbibliothek Leipzig vorhanden sei, wurde vom dortigen Leiter Dr. Christoph Mackert bedauerlicherweise am 29. Januar 2009 verneint. Denn die aus etwa 92.000 Münzen und Medaillen bestehende Sammlung ist nach dem Zeiten Weltkrieg vom damaligen Auslagerungsort als Kriegsbeute in die Sowjetunion verbracht wurde. Sie kehrte erst über eine längere Zwischenstation in Berlin in den 1960er

Jahren wieder nach Leipzig zurück. Dabei sind in Folge dieser Auslagerung und Verbringung Verluste in Höhe von etwa 10.000 Objekten zu verzeichnen (heutiger Bestand: ca. 82.000 Stücke). Auch sei die Erschließung/Auslage der Münzen durch die Auslagerung zunichte gemacht worden. Bis heute konnte erst ein Drittel des Bestandes wieder neu erschlossen werden, weitere umfangreiche Teile – so auch die hessischen Münzen – sind zwar ausgelegt, aber nicht abschließend bearbeitet.

Die Volksbank Bad Orb hat ihre Nachprägung der Orber Silbermünze wie folgt beschrieben:

„Größe und Gewicht: Es ist eine sehr kleine Münze, ein sogenannter Hälbling. Dies Wort ist eine Ableitung von 'halb'. Der ursprüngliche Pfennig, Denar genannt, war größer und so kaufkräftig, dass man ihn in zwei Hälften schlug, schließlich aber den halben Wert in Umlauf brachte, als kleinere, gängigere Münze. Unser Gepräge ist stark verwittert und beschädigt. Der Durchmesser des Fotos beträgt 13 mm; der Stadtführer von Hardt und Kaczor spricht auf Seite 30 von 17 mm, ohne Nachricht über seine Quelle. Zum Vergleich hole man sich einen heutigen

Kupferpfennig, er misst 15 mm. Als Gewicht nennt Hävernicks 0,64 g.

Die Münzbilder: sind wegen der Beschädigungen nicht in allen Einzelheiten klar erkennbar. Wir besitzen aber das gut erhaltene Vorbild (Hävernicks Nr. 260). Es ist ein Hälbling aus der Reichsmünzstätte Gelnhausen, König Friedrich II., darstellend, dazu einen unversehrten Hälbling aus Ortenberg (Hävernicks Nr. 267), der ebenfalls auf das Gelnhäuser Vorbild zurückgeht und aus der gleichen Zeit wie die Orber Münze stammt. Damit haben wir zwei deutliche Gravuren zum Vergleich.

Das Bild des Münzherren: Auf der einen Seite sehen wir das Brustbild eines Mannes. Die Arme sind hoch angewinkelt. Jede Hand umfasst vor der Brust den Knauf eines Schwertes, das – geschultert – neben dem Kopf bis an den Perlrand der Münze reicht. Die Schwerter sind zweischneidig; Längs der Mitte erkennt man das Zusammentreffen der beiden Schwerthälften in einer bis zur Spitze verlaufenden Linie.

Das Gesicht ist gemäß der frühen Zeit ohne Perspektive in einfacher pri-

mitiver Strich- und Punktmanier entworfen. Zwei glänzende Punkte markieren die Augen. Dazwischen geht die Nase als gerader Strich nach unten zum leicht nach oben gebogenen Mund – als Punktstrich sichtbar. Helle Haken deuten Jochbeine und Nasenwinkel an. Ein leichter Bogen, mit feinen senkrechten Stricheichen versehen, gibt die Augenbrauen wieder. Das Kinn trägt einen punktierten kurzen Bart.

Besonders Interessant ist der Kopfschmuck. Zwei Strichelchenreihen über den Augenbrauen bezeichnen vielleicht einen sog. Schapel, d.h. einen Blätter- und Blumenkranz, der das Haar zusammenhält. Solchen Schapel kann man auf Minnesingerbildern sehen (z. B. Insel-Taschenbuch Nr. 88 'Minnesinger'). Möglicherweise handelt es sich aber auch um eine Art Mütze, die oben mit einer Quaste abgeschlossen ist. Je eine helle Haarlocke rahmt das Gesicht an beiden Seiten ein.



Die Umschrift als Majuskel verweist auf den Stadtherrn ALBERT, der mit zwei Schwertern abgebildet wird, die die Mehrherrschaft symbolisieren sollen.

„Orber Pfennig“ nach einer Prägung der Volksbank Bad Orb.
Repro aus: Werbung der VB Orb.

Der Name des Münzherren: Ringsum läuft am Rand der Münze ein Perlkreis, innerhalb desselben ein zweiter, zwischen beiden erkennt man die restlichen lateinischen Großbuchstaben A...RT. Das kann man nur zu ALBERT ergänzen, und so weiß man, wer der Münzherr ist, nämlich Albert von Trimberg, der bald nach 1240 von seinem Schwiegervater Gerlach II. von Büdingen, der Orb zwischen 1230 und 1234 als Stadt gründete, die Hälfte unserer Stadt erbt. Zu Alberts Erbteil gehörten das Marktrecht, der damit verbundene Zoll und das dazu gehörige Münzrecht. Noch 1292 besaß sein Nachkomme Conrad den Zoll, „telonium“ in der Urkunde genannt.

Das Stadtbild: auf der anderen Seite ist teilweise schlimmer zerstört. Wir müssen für einige Einzelheiten den Vergleich mit den zwei oben genannten Hälblingen aus Gelnhausen und Ortenberg sowie die Deutung des



Herrscherkopf unter Bogen, auf dem sich als architektonische Darstellung eine große Kuppel zwischen zwei Türmen zeigt. Umschrift als Majuskel: „VRBA“

„Orber Pfennig“ nach einer Prägung der Volksbank Bad Orb.
Repro aus: Werbung der VB Orb.

Münzforschers Hävernick benutzen und kommen damit zu einer klaren Beschreibung. Das Bild der Gelnhäuser Münze stellt Friedrich II. als König vor 1220/22 dar; dieser war der Gönner Gerlachs. Das Ortenberger Gepräge trägt das Bild Rosemanns von Kempenich, eines anderen Schwiegersohns von Gerlach, und damit eines Schwagers von Albert. Der Zusammenhang der drei Münzen ist also klar ersichtlich.

Auch hier wieder zwei Peilkreise. Dazwischen ist recht gut in lateinischen Großbuchstaben zu lesen: VRBA, was neben der Namensform 'Orbs' mit 'O' im Mittelalter ebenso häufig vorkommt.

Ein Torbogen aus zwei Halbbögen ruht auf zwei Säulen. Im Tor, im Zentrum der Münze, ist der Kopf des Münzherren Albert wiederholt. Seitlich und über dem Torbogen sind drei Stadttürme aus einfachen Strichen angeordnet, die auf den beiden Vergleichshälblingen besser zu sehen sind.“

Die große Ausprägung der Silberwährung und Einführung einheitlicher Münzsysteme führte zu einer raschen Geldverbreitung. Die Geldwirtschaft begann die Naturalwirtschaft zu verdrängen. Für den endgültigen Durchbruch der Geldwirtschaft waren das Aufblühen der Städte des 13. Jahrhunderts und die damit verbundene Durchsetzung der Verkehrswirtschaft auch für den Salzsiedeort Orb ausschlaggebend. Erst von diesem Zeitpunkt an sind wir in der Lage, im Hochstift Mainz die Salzquellen zu vermarkten und im Salzhandel einen eigentlichen Geldwert zu bestimmen. ■

Vergleiche:

DEHMER, Heinz: Orb 750 Jahre Stadt 1233–1983, Bad Orb 1983.

HÄVERNICK, Walter: Münzwesen der Wetterau, Marburg 1936.

GAETTENS, Richard: Das Geld- und Münzwesen der Abtei Fulda im Hochmittelalter, Fulda 1957.

HESS, Wolfgang: 2000 Jahre Münzen und Geld in Hessen, Ausstellungskatalog, Marburg 1972.

SUHLE, Arthur: Deutsche Münz- und Geldgeschichte von den Anfängen bis zum 15. Jahrhundert, Berlin 1973, S. 137, 215, 239.

WOLLNER, Bernd: Herrscherbilder auf Münzen und Medaillen von der Antike bis zur Gegenwart, Ausstellungsbegleitheft, Kronach 2004, S. 24–26.



Zechenhaus der Grube „Hedwig“



Bergwerksinspektor Wilhelm Wagner

Braunkohlenförderung im Büdinger Wald (1731–1955)

Dr. Jürgen Ackermann

Nur notdürftig konnten sich die Bewohner von Wittgenborn auf der Hochfläche von beinahe 400 Metern ü.d.M. von der klimatisch benachteiligten Landwirtschaft ernähren. Sie waren immer auf zusätzliche Verdienstmöglichkeiten angewiesen: Sei es nun in Beschäftigungen mit dem Holz aus dem das Dorf umgebenden ausgedehnten Büdinger Wald, als Töpfer, die den in der nahen „Erdenkaute“ vorhandenen guten Ton zur Herstellung von weithin gesuchter Irdenware verarbeiteten, oder als Bergleute, die den in der „Eisenkaute“ anstehenden Eisenstein gruben. Und es war eben auch die bei Wittgenborn lagernde Braunkohle, die über Jahrzehnte vielen Einwohnern des südlichen Vogelsbergs und ihren Familien Arbeit und Brot schaffte.

Die am Südwestrand des Vogelsbergs lagernde Braunkohle entstand im Jungtertiär, vor etwa 15 Millionen Jahren, aus pflanzlichen Ablagerungen in Sumpf- und Mooren, in die im damaligen subtropischen Klima große Baumstämme einsanken. Die Pflanzenteile verwandelten sich unter Luftabschluss, durch den Druck sich darüber ablagernder Schichten und sich erhöhende Temperatur in der Folge zu Kohle.

Die Braunkohlenflöze am Südwestrand des Vogelsbergs liegen zwischen zwei Basaltschichten, dem „Sohlbasalt“ und dem „Dachbasalt“. Der die die Flöze überlagernde „Dachbasalt“ deckte die Braunkohle ab und schützte sie vor Verwitterung. In dem „Wächtersbacher Braunkohlenhorizont“ liegen bis zu drei durch Tonschichten voneinander getrennte Braunkohlenflöze, wobei das untere und das obere nicht abbauwürdig ist, das mittlere Flöz eine durchschnittliche Mächtigkeit von 3 m hat.

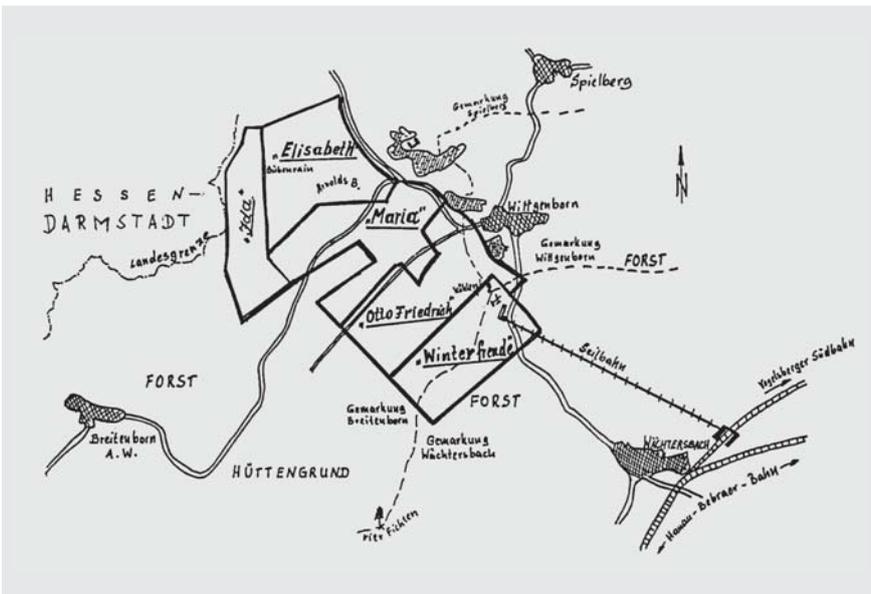
Die grubenfeuchte Kohle aus dem Büdinger Wald hat einen Wasseranteil von rd. 50 % und weist einen Heizwert von etwa 2300 bis 2500 WE auf. Die sehr viel ältere wertvollere Steinkohle aber hat den dreifachen Heizwert!

Erster Abbau bei Rinderbügen (1875–1905)

Auf die Braunkohle im Büdinger Wald wurde man erstmals aufmerksam, als man im 18. Jahrhundert in Büdingen eine Saline errichtete und den bei der Salzgewinnung enormen Holzverbrauch mit einem anderen Energieträger zu verringern suchte.

Ernsthafte Abbautätigkeit begann aber erst 150 Jahre später. 1875 ließ Fürst Bruno zu Ysenburg in Büdingen acht Zechenfelder oberhalb von Rinderbügen beim Oberbergamt in Darmstadt mit eigenem Bergrecht eintragen und verpachtete sie zum Aufschluss, Abbau und zur Verwertung an Friedrich Buderus in Audenschmiede a. d. Weil. Direkt unter der Reffenstraße, nahe den heutigen Fürstengräbern im Wald, lag das Hauptflöz mit einer Mächtigkeit von 2 bis 3 Metern. Bald stieg die Tagesförderung auf 15 Tonnen.

Der Abtransport solcher Kohlemengen wurde zunehmend schwierig. Darum entschloss sich die Buderusche Direktion zum Bau einer Seilbahn mit Entladestation an der Kreisstraße nach Büdingen unterhalb Rinderbügen nahe der heutigen Gaststätte mit dem bezeichnenden Namen „Zur guten Hoffnung“. Von dort brachten Fuhrleute die Kohle zum Bahnhof in Büdingen und zu der Glasfabrik dort. Die Ausbeutung der Zeche „Hedwig“ konnte in großem Stil beginnen. 70 bis 80 Betriebsangehörige arbeiteten in Tag- und Nachtschichten.



Plan der Zechenfelder „Winterfreude“, „Otto Friedrich“, „Maria“, „Elisabeth“ und „Ida“

1903 brannte eine von einer Dampfmaschine betriebene große Doppelpumpe ab, und sehr bald standen weite Teile des südlichen Lagers unter Wasser. Bergrat Köbrich aus Darmstadt stellte bei seinem Besuch fest, dass das Vorkommen fast ganz ausgebaut war. Es lohnte darum nicht mehr, die Pumpe wieder einzurichten. So kam 1905 der Bergbau bei Rinderbügen ganz zum Erliegen.

An die 30 Jahre lang florierende Braunkohleförderung dort erinnern heute nur noch das schon erwähnte Gasthaus „Zur guten Hoffnung“ und das ehemalige Wohn- und Bürohaus an der früheren Zielstation der Drahtseilbahn in Rinderbügen und das Zechenhaus am Mund des „Hedwigstollens“ im Wald. Es dient heute dem Käufer

des Büdinger Waldes, der österreichischen Constantia GmbH, als Jagdhütte.

Zweiter Abbau bei Wittgenborn (1909–1926)

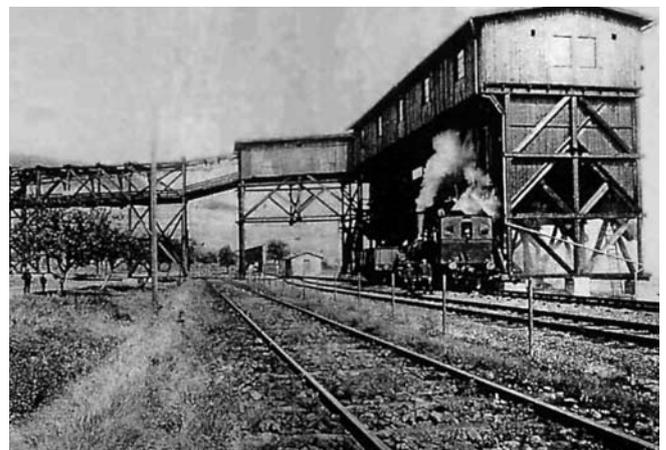
Auch auf Ysenburg-Wächtersbacher Seite war man in diesen Jahrzehnten an der Ausbeutung der dort vorhandenen Braunkohlenlager interessiert. Auf Veranlassung des Direktors der Steingutfabrik in Schlierbach Max Roesler wurden Probebohrungen beim Weiherhof vorgenommen. 1902 legte Revierförster Johann Adam Heinrich Tauber, ein Urgroßvater des frisch gewählten Bundestagsabgeordneten aus dem Main-Kinzig-Kreis Peter Tauber, dort einen Schacht an und förderte in eigener Regie einige Braunkohlen.

Durch diese Versuche wurde zunehmend die ysenburgische Rentkammer in Wächtersbach aufmerksam und aktiv. Im Jahre 1904 kam es zu einem Vertragsabschluss mit der Firma Petri in Gießen, die auf 30 Jahre sämtliche Braunkohlevorkommen auf der „Wittgenborner Platte“ zum Aufschluss und zur Gewinnung pachtete. Petri schickte einen erfahrenen Bergmann nach Wächtersbach, Wilhelm Wagner, der dann im Jahre 1907 in der Erlenmühle am Fuße des Wittgenborner Berges mit seiner Familie Wohnung nahm.

Ein paar Worte zu seinem Lebenslauf. Wilhelm Wagner wurde als Sohn des Grubensteigers Jakob Wagner in Birklar bei Gießen geboren. Mit 15 Jahren fing er als Fahrjunge auf der Eisengrube „Alte Hoffnung“ an. In einer 12-Stundenschicht verdiente er täglich 80 Pfennige. Mit 16 Jahren musste er als Schlepper jeweils 2 bis 2½ Zentner Eisenerz mit einer Schiebkarre gebückt im nur 1,50 m hohen Grubenbau zum Füllort fahren, bei einem Tageslohn von 1,20 Mark. Den Besuch in der Bergschule in Wetzlar verdiente er sich in der Brauneisengrube in Bellersheim mühsam selbst. Im Herbst 1904 übernahm Wagner die Untersuchung der Braunkohlevorkommen oberhalb von Wächtersbach und den Ausbau der Grube „Winterfreude“ und leitete als Betriebsführer diese vom 1. Februar 1907 an bis 1920. Seit Ende 1944 beaufsichtigte er den Wiederaufschluss der Grube „Maria“ bei Wittgenborn und war bis 1947 dort als Betriebsleiter für die Braunkohleförderung verantwortlich. 1949, bei seinem Tode, ernannte ihn der Magistrat der Stadt Wächtersbach zum Ehrenbürger.



Einfahrt in den „Friedrich-Wilhelm-Stollen“, 1910



Braunkohle-Verladestation Vogelsberger Südbahn

Wilhelm Wagner ließ in den Jahren 1905 und 1906 westlich der Straße Wächtersbach-Wittgenborn auf dem Wittgenborn-Weiherhof-Waldensberg-Plateau auf Kohle bohren. Nach den Feldern „Winterfreude“ und „Otto Friedrich“ wurden die Grubenfelder „Maria“, „Elisabeth“ und „Ida“ eingemutet. Von der Zeche „Winterfreude“ bis „Ida“-„Elisabeth“ war eine Braunkohlenlagerung von nahezu 5 km Längenerstreckung nachgewiesen.

Am 1. Februar 1907 begann Wagner mit dem Auffahren eines Förderstollens, der den Namen des Fürsten Ysenburg-Wächtersbach erhielt: „Friedrich-Wilhelm-Stollen“. Von der Schienoberkante hatte der Stollen eine lichte Höhe von 1,90 m, eine lichte Weite der Grundsohle von 1,50 m und der Kappen von einem Meter. Im November 1907 begann die Förderung. Zunächst wurden nur 13 Mann beschäftigt, von denen zehn in drei 8-Stunden-Schichten die Stollen befuhren, drei über Tage arbeiteten. Sie kamen von der zwei Jahre zuvor stillgelegten Zeche „Hedwig“ bei Rinderbügen. Die Kohle fand in der Umgebung als Hausbrandkohle Absatz.

In den folgenden Jahren entstanden ein Zechenhaus, dazu eine maschinelle Kohlenseparation mit Brechwerk. Die Kohle gelangte in vier Qualitäten auf den Markt: Stückkohle in drei Körnungen von 150 bis 10 mm und als Grus unter 10 mm, welcher letzterer zum Großteil auf Halde gekippt wurde.

Zum Abtransport der Kohle richteten die Monteure einer Leipziger Firma eine Beladestation, eine 3200 m lange Drahtseilbahn und eine Entladestation nahe beim Wächtersbacher Bahnhof ein. Es bestand ein Gleisanschluss an die Wächtersbach-Birsteiner Kleinbahn, die ihre Waggons auf die Staatsbahngleise umsetzen konnte. Die Seilbahn ging Mitte 1909 in Betrieb.

Das Werk war nun voll ausgebaut und für eine Tagesförderung von 100 t ausgelegt. Der Absatz bei der Industrie erwies sich aber als schwierig. Die Braunkohle hatte es schwer, sich gegenüber der gut eingeführten Steinkohle durchzusetzen. Die Wächtersbacher Kohle eroberte Abnehmer nur in einem Umkreis von bis zu 35 km,



Seilbahnstütze, 1909

konnte bis in die großen Städte aber nicht vordringen. Es mussten öfter Feierschichten eingelegt werden, um Entlassungen vorzubeugen. Erst zu Beginn des Ersten Weltkrieges war die Zechenleitung mit den Verkaufszahlen wirklich zufrieden. Sie sanken zum Ende des Krieges aber wieder stark ab.

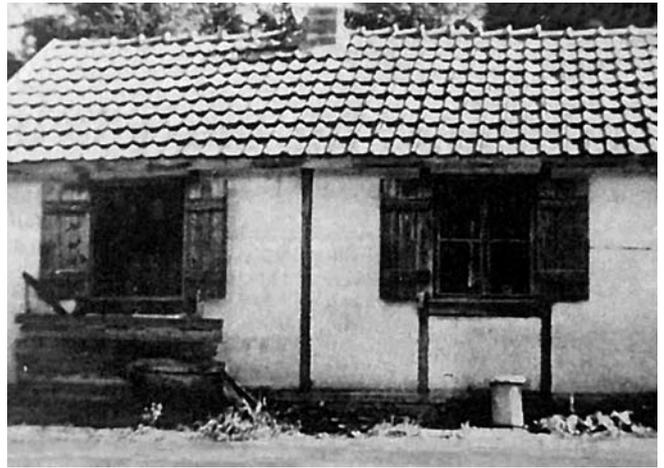
In dieser Situation verkaufte der bisherige Betreiber Petri aus Gießen am 1. Juli 1919 an das Bankhaus Baruch Strauß in Marburg. Die „Wächtersbacher Kohlenbergwerke Petri & Co.“ wurden in die „Wächtersbacher Bergbau-Gesellschaft“ umgewidmet. Wilhelm Wagner führte noch mehr als ein Jahr den Betrieb als Grubeninspektor weiter. 1919 und 1920 wältigte er im

Feld „Maria“ einen Stollen auf, um von Westen die Förderung in Richtung auf die Felder „Otto-Friedrich“ und „Winterfreude“ vorzutreiben. Am 1. Oktober 1920 wechselte Wagner auf Gruben seines ehemaligen Chefs Petri.

Die Braunkohlenförderung in der „Winterfreude“ blühte nach 1920 noch einmal mächtig auf. In einem Gutachten spricht der ehemalige Direktor des Werkes Dr. Glöckner von maximalen Tagesförderungsmengen von 325 t, die über längere Zeit durchgehalten wurden und einer durchschnittlichen Beschäftigtenzahl von 80 bis 100 Personen. Zwischen 1920 und 1926 wurde mehr Kohle gefördert und verkauft als in dem gesamten Zeitraum von 1907 bis 1920.



Grube „Maria“ auf der ersten Wächtersbacher Frühjahrsmesse, 1949



„Hauptverwaltung“ der Grube „Maria“ in einem Fertighaus der Firma Budde in Wächtersbach

Ein Veteran der „Winterfreude“ aus dieser Zeit, Wilhelm Hofmann Wittgenborn, starb 1987. Er war 1923 von dem Nachfolger Wilhelm Wagners, Dr. Glöckner, der in Wächtersbach in der Friedrich-Wilhelm-Straße wohnte, als Botengänger unter der Nummer 260 eingestellt. Hofmann erzählte, dass er

wochentags das Reitpferd, auf dem der Direktor morgens zwischen 8.00 und 9.00 Uhr in den Betrieb hochgeritten kam, in den Stall bei der Seilbahn-Endstation herunterführen musste. Glöckners Fahrrad brachte er sodann zur Grube hinauf, damit sein Chef nach getaner Arbeit wieder nach Wächtersbach

herunterfahren konnte. Hofmann erzählte von zwei schweren Unfällen, als Jakob Blohmeier und August Vinson aus Waldensberg bei Stolleneinbrüchen erschlagen wurden. In den 20er Jahren mussten die Förderstrecken immer tiefer in den Berg getrieben werden, wodurch sich der Deckendruck stark erhöhte. Er erzählte dann auch von dem Geldraub unweit dem Mariaborn beim sogenannten „Pfefferwäldchen“, wo zwei Männer dem Geldboten und seinem mit einer Pistole bewaffneten Bewacher Pfeffer in die Augen bliesen und sich mit den Monatslöhnen der Grubenbeschäftigten davonmachten. Der Vorfall wurde nie aufgeklärt.



Landrat Kress und Kreiswerkedirektor Gaier in der Grube „Maria“, 1950

Doch 1926 – das Ruhrgebiet war wieder in deutscher Hand und die Verluste durch die Abtretung der ober-schlesischen Gruben hatte man ausgeglichen – war die Braunkohle gegenüber der Steinkohle nicht mehr konkurrenzfähig. Man legte das Unternehmen still. Die Gebäude wurden abgetragen, die Stollen zugemauert und die Wetterschächte gesichert. Verwertbare Anlagen wurden verkauft. Der Wald ergriff sehr bald wieder Besitz von den gerodeten Flächen, selbst die Abraumhalde an der Wittgenborner Landstraße, die „Kippe“, ist heute von hohen Fichten bewachsen. Einige Betriebsangehörige fanden im Ruhrgebiet Anstellung, die meisten aber gingen in die Arbeitslosigkeit. Sie gehörten in den Dreißiger Jahren zu dem Heer der 6 Millionen Menschen in Deutschland, die ein Schicksal von Not und Hoffnungslosigkeit verband.

Dritter Abbau bei Wittgenborn und Waldensberg (1945–1955)

Zwanzig Jahre später in einer dritten Abbauphase erlebte die Förderung auf Braunkohle noch einmal eine Renaissance. Am Ende des Zweiten Weltkrieges war die Not an Brennstoffen sehr groß. Die Kreisverwaltung reaktivierte den besten Kenner der Grubenfelder bei Wittgenborn und Waldensberg, den pensionierten Bergwerksinspektor Wilhelm Wagner, der im letzten Kriegswinter mit Hilfe einer Pioniereinheit aus Großauheim und einiger dienstverpflichteter früherer Bergleute von der „Wittgenborner Platte“ den im Jahre 1920 vorgetriebenen Stollen im Grubenfeld „Maria“ wieder aufwältigte. Im März 1945 wurde bei einer Belegschaft von 16 Mann erstmals wieder Rohbraunkohle gefördert.

Durch die Auflösung jeglicher staatlicher Ordnung im April 1945, den Zusammenbruch, kamen die Arbeiten auf der „Maria“ zum Stillstand. Doch es gelang Wagner binnen weniger Tage, den neu eingesetzten Landrat Georg Stetefeld, der von 1924 bis 1933 Bürgermeister in Wächtersbach gewesen war, von der Notwendigkeit einer Wiederaufnahme der Kohleförderung zu überzeugen. Noch im April 1945 förderte man wieder mit 9 Beschäftigten. Bis zum September 1945 erhöhte sich die Zahl der Belegschaft auf 20, die Monatsförderung auf 100 t und durch Grubenbau war ein großes Lager aufgeschlossen.

Das Unternehmen Grube „Maria“ funktionierte zunächst ganz selbstständig. 1946 beschloss aber der neugebildete Kreisausschuss nach einer Ortsbesichtigung, den Betrieb in die Kreiswerke Gelnhausen zu überführen. Der Kreis, vertreten durch Landrat Kress, und die Kreiswerke, vertreten durch Direktor Gaier, schlossen einen Vertrag mit der Fürstlichen Rentkammer.

Die Kreiswerke bauten die Betriebs-einrichtungen aus. Zu der schon vorhandenen elektrischen Anlage, dem Feldbahn- und Streckengleis, auf dem die Loren von einem Pferd gezogen wurden, und einem Förderband vom stillgelegten Flugplatz Rothenbergen zur Beladung der abtransportierenden Fahrzeuge kamen ein Telefonanschluss,

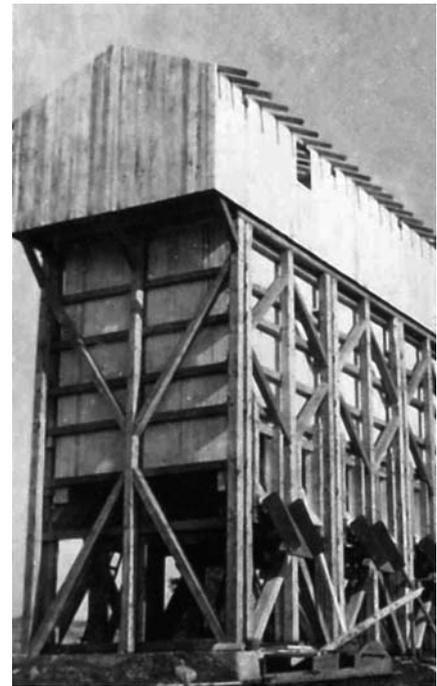
eine Lagerhalle, eine Laderampe mit Abkippvorrichtungen, zusätzliches rollendes Material aus dem ehemaligen Kupfer-Schiefer-Bergbau bei Sontra und eine 9-PS-Diesellokomotive, eine mit Pressluft arbeitende Schrämmaschine und ein Fertighäuschen von der Wächtersbacher Firma Budde als Bürogebäude.

Die Förderung erhöhte sich in den Folgemonaten kontinuierlich und stieg auf etwa 800 t im Monat. Zum 1. April 1947 ging Wilhelm Wagner zum zweiten Mal in den verdienten Ruhestand. Er war jetzt 71 Jahre alt. Sein bisheriger Stellvertreter Georg Ochmann, der oberschlesische Steinkohlengruben geführt hatte, übernahm die Leitung des Bergwerks.

Bei steigender Nachfrage blühte der Betrieb im Jahre 1947 weiter auf. Die Kohlenhändler des Kreises verteilten die geförderten Mengen als Hausbrandkohle an die Bevölkerung. Einzelne Gewerbebetriebe fuhren als Selbstabholer Braunkohle ab, wobei für die verladenden Grubenarbeiter in der Zeit der Schnaps- und Zigarrenwährung öfter etwas abfiel. Wie überhaupt für sie nicht der eigentliche Lohn als vielmehr die Schwerarbeiter-Lebensmittelkarte im Wert von 4.000 Kalorien täglich den Hauptanreiz für ihre kräftezehrenden und gefährlichen Arbeiten vor Ort darstellte. Die Braunkohle selbst war ein äußerst begehrtes Produkt und oft nur über Beziehungen zu haben.

Im Vergleich zu der um das Dreifache höherwertigen Steinkohle war der Preis der Braunkohle an sich zu hoch. Solange in Reichsmark gerechnet wurde, achtete man aber darauf wenig. Dies änderte sich mit der Währungsreform im Juni 1948. Der Absatz stockte und zum 31. Mai 1949 musste die Förderung ganz stillgelegt werden.

In dieser Zeit der Absatzkrise dachten die Verantwortlichen bei den Kreiswerken über verschiedenerlei anderweitige Verwendungsmöglichkeiten für die Braunkohle nach. Die Kreiswerke versuchten, die Dampfloks ihrer „Vogelsberger Südbahn“ mit Braunkohle zu beheizen. Durch Funkenflug kam es aber zu Bränden auf den Gleiskörpern und benachbarten Grundstücken. Die Loks waren zu feuerspeienden Dra-



Kohlenbunker der Gruben „Ida“-„Elisabeth“

chen geworden, und das Personal hatte erhebliche Mühen, die Bodenbrände mit Kesselwasser zu löschen. Den „feurigen Elias“ gab es hier nur ganz kurze Zeit. Die Gummiwerke Ullrich Gelnhausen versuchten, pulverisierte Braunkohle als Füllmaterial in der Gummiproduktion zu verwenden. Der Schelmenmarktknopf 1950 wurde aus solchem Material hergestellt. Die Firma Dynamit-Nobel AG Köln verwandte versuchsweise Wächtersbacher Braunkohle



Bergmann Heinrich Salomon aus Waldensberg

als Füllstoff für Kunststoff-Presssteile, beispielsweise Installationsmaterial. Aber ein billigerer weißer Füllstoff verdrängte sehr bald die Braunkohle.

Es hatte den Anschein, als sei das Ende der Grube „Maria“ besiegelt, ähnlich wie im Jahre 1926 das der Grube „Winterfreude“ aufgrund der Wirtschaftslage unausweichlich gekommen war. Doch die im Juli/August 1950 beginnende Koreakrise löste noch einmal eine starke Kohlenachfrage aus, und am 20. November 1950 nahmen die Kreiswerke wieder die Förderung mit 16 Leuten auf. Verschiedene Industriebetriebe und Kohलगroßhandlungen schlossen Jahresabnahmeverträge ab, dadurch war auch in den Sommermonaten die Beschäftigung der Bergleute garantiert.

Wegen des großen Nachfragebooms war für die Zukunft abzusehen, dass die Restfelder der „Maria“ nicht sehr lange ausreichen würden. Der Ausbau der Grubenfelder „Ida“ und „Elisabeth“ auf Waldensberger Seite kam ins Gespräch. Georg Ochmann ließ dort einen Hauptstollen aufzimmern, beschaffte eine gebrauchte Jung-Lok aus Berlin, und das Sägewerk

Himmeler aus Wittgenborn erstellte eine Verladestation mit drei Kohlebunkern. Im Oktober 1951 begann die Förderung und unter anderen stapfte der aus dem Ruhrgebiet erfahrene Bergmann Heinrich Salomon aus Waldensberg durch den Schnee zur neu ausgebauten Grube.

Aber schon im März 1952 ließ der Absatz erneut stark nach. Im darauffolgenden Monat musste die Grubenleitung auf der „Maria“ und „Ida“-„Elisabeth“ darum die halbe Belegschaft entlassen. Hoffnungen setzte man auf eine neue Trockenpresse zur Brikettierung, die eine Hannoveraner Firma im Juni 1952 auf der „Maria“ installierte. Es war eine Doppelstranganlage, die etwa 6 cm starke und 8 cm lange Braunkohlenstrangstücke herstellte, ähnlich den heute verpressten Holzbriketts. Bei Verwendung guter Braunkohle zerfielen jedoch die Briketts, nur bei Zugabe tonhaltiger Kohle behielten sie ihre Form. Der Versuch scheiterte.

Der Braunkohlenverkauf verringerte sich so sehr, dass die Kreiswerke Gelnhausen ihre Grube „Maria“ zum 31. März 1953 schlossen und den Stoleneingang einebnen ließen. Von 1945

bis 1953 waren dort insgesamt rund 50.000 Tonnen Braunkohle gefördert worden. Im März 1955 erlagen die Gruben „Ida“-„Elisabeth“ bei Waldensberg dem gleichen Schicksal. Die noch verbliebenen Grubenarbeiter und Betriebsleiter Ochmann kamen in anderen Versorgungsbetrieben der Kreiswerke unter.

Die Braunkohle im Büdinger Wald hatte in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg und insbesondere in den Notzeiten nach den beiden Weltkriegen Industrie, Gewerbe, Handwerk und viele Haushalte mit der notwendigen Energie und Wärme versorgt und vielen Männern aus den armen Vogelsberggemeinden der Umgebung Arbeit und Verdienst und ihren Familien das tägliche Brot verschafft. Heute erinnern nur noch Verformungen im Gelände und die Schilder „Betreten der Bruchfelder auf eigene Gefahr!“ an den Braunkohlenbergbau in unserer Heimat. ■

Vortrag bei der Herbsttagung des Zentrums für Regionalgeschichte des Main-Kinzig-Kreises in Wittgenborn am 7. November 2009

Entwicklung am Beispiel der ehemaligen Volksschule zu Neuwiedermuß

Die Entwicklung der Dorfschulen im Ysenburger Land

Friederike Graef

Seit vielen Jahren werden die Kinder unseres Dorfes Neuwiedermuß (Ronneburg) morgens in alle Richtungen mit dem Bus zu ihren Schulen gefahren: die Grundschüler besuchen die nächstgelegene „Ronneburgschule“ in Hüttengesäß, größere Kinder erreichen weiterführende Gymnasien, Gesamtschulen, Real- und Fachoberschulen in Langenselbold, Hanau, Büdingen und Gelnhausen. Die Möglichkeiten zur Bildung und Ausbildung der Schüler sind heutzutage fast unbegrenzt, man

hält sie für selbstverständlich. Die Lehrer dieser Schulen haben studiert, sind bestens fachlich ausgebildet, anerkannt, motiviert und gut situiert. Lehr- und Lernmittel sind größtenteils unentgeltlich, wie auch der ganze Schulbesuch.

Aber das war nicht immer so! Erst ein langer, mühsamer Weg führte zu dem heute üblichen schulischen Standard. Das beweisen große Mengen von Akten im Marburger Staatsarchiv aus

den letzten Jahrhunderten, die neben kommunalen und juristischen Angelegenheiten auch die Themen *Schulen und Lehrer* zum Inhalt haben. Unter dem Titel „Die Kompetenzen der Schulmeister zu Neuwiedermuß“ ist ab ca. 1720 der jahrelange Schriftverkehr zwischen den damaligen Lehrern, den gräflichen Ämtern Ysenburg/Büdingen/Birstein und den kirchlichen Würdenträgern dokumentiert. Wir können anhand dieser uralten Papiere die Entwicklung unserer Dorfschule zu Neu-

wiedermuß – und sicher dabei auch die aller dörflichen Schulen im Umkreis – genau nachvollziehen.

Nach Aktenlage kann man ungefähr seit 1700~1720 in unserer Gegend, der Grafschaft Ysenburg/Büdingen bzw. Birstein, überhaupt erst von einem „Schulwesen“ sprechen. Bis dahin konnte 95% der Bevölkerung hier – wie auch in ganz Deutschland – weder lesen oder schreiben, schon gar nicht rechnen. Nur Geistliche, aber auch Juristen oder Adlige, die es als Privilegierte in Klosterschulen oder bei studierten Hauslehrern gelernt hatten, waren dazu in der Lage. Bauern und Handwerker unterzeichneten bis fast zur Mitte des 19. Jhrh. amtliche Schreiben und Urkunden oft nur mit +++, d. h. mit 3 Kreuzen.

Das Dorf Neuwiedermuß

Das Dorf Neuwiedermuß liegt unterhalb der Ronneburg und gehörte lange Zeit zur Grafschaft bzw. zum Fürstentum Ysenburg, seit 1866 zum Königreich Preußen, danach zum Landkreis Hanau und heute zum Main-Kinzig-Kreis. Es ist bekannt, dass Neuwiedermuß sich erst nach den Verwüstungen des 30-jährigen Krieges ab ca. 1660 aus einem kleinen Weiler zu einem selbständigen Dorf entwickelt hatte. Der Ort wurde damals (und wird auch heute noch im Volksmund) als „der Fuchsgraben“ bezeichnet. Seit ~1700 sprechen die Marburger Urkunden von „Neuwiedermus, Neuwiederumb oder Oberwiedermus“, um dieses Dorf vom heutigen Altwiedermus, dem damaligen „Widermus“, zu unterscheiden. Nach dem Toleranzedikt (1712) des Grafen Casimir von Ysenburg, der seine durch die Kriegswirren entvölkerte und fast brach liegende Grafschaft wieder zu besiedeln gedachte, kamen aus vielen, vornehmlich süddeutschen Gegenden unterschiedliche Menschen hierher. Sie brauchten Heimat, Arbeit und Brot, und so stellten arme, heimatlose Handwerker und landlose Bauern bei der Gräflich-Ysenburgischen „Cantzley“ in Offenbach bzw. Birstein Anträge zur Ansiedlung im ganzen Ysenburger Land, so auch „im Fuchsgraben“. Nun wurden in Neuwiedermuß fremde Menschen mit fremd klingenden Namen ansässig, darunter viele sog. „Inspirierte“ oder „Separatisten“, also



Das erste Schulhaus in Neuwiedermuß. Zustand um 1970.

religiöse Sektierer, die sich von der allgemeinen evangelischen Kirche „separiert“, d. h. getrennt hatten. Der Ysenburger Graf gestattete ihnen ihre Religionsausübung und die Ansiedlung, eine Zeit lang auch Fronfreiheit, wenn sie nur fleißig wieder aufbauten! Man kann davon ausgehen, dass all diesen armen Flüchtlingen während der ersten Jahre in der neuen Heimat nicht der Sinn nach „Schulbildung“ stand, mussten sie doch täglich schwerste Arbeiten leisten. Jede Hand wurde gebraucht, um die verwüsteten Felder, Gärten und Wiesen wiederherzustellen und Haus und Hof aufzubauen. Deshalb finden wir bei den Marburger Akten aus der Zeit um 1700 *keine Hinweise auf eine örtliche Schule*. In den umliegenden Dörfern der Grafschaft wird es genau so gewesen sein.

Das Schulwesen entwickelt sich

Allerdings waren in anderen, größeren Orten Hessens und Deutschlands schon lange vorher, nämlich bereits im 16. und 17. Jahrhundert, einige wenige Dorfschulen und niedere Stadtschulen für interessierte Bürger entstanden. Nach der Reformation hatten viele Landesherren und Kirchen die Gründung dieser Schulen angeordnet. Darin agierten z. B. ehemalige Soldaten, Amts-Schreiber, Küster oder andere Laien als Schulmeister. Eine spe-

zielle Ausbildung zum Lehrer gab es noch nicht, auch keine allgemeine Schulpflicht für die Kinder. Der Schulbesuch und die Lehr-Tätigkeiten wurden je nach den Vorstellungen der Landesherrschaft durch Erlasse, d. h. bestimmte Gesetze geregelt. So gab z. B. der Preußen-König Friedrich II. 1763 für sein Territorium ein „General-Landschulreglement“ heraus, das besagte: seine Landeskinder müssten im Schreiben und Lesen und besonders in der christlichen Religion unterrichtet werden, denn nur ausgebildete, gottesfürchtige Menschen könnten auch gute Untertanen und Soldaten sein! Als Lehrer konnten sich in seinem Königreich Preußen z. B. kriegsversehrte Soldaten bewerben, *„wenn sich unter den Invaliden welche befinden, die lesen, rechnen und schreiben können, sollten diese als Landschulmeister angestellt werden...“*

Kleinere Landesherren, wie die Ysenburger Grafen, hatten es nach dem 30-jährigen Krieg und spätestens zu Anfang des 18. Jahrhunderts ebenfalls zur Pflicht gemacht, dass ihre Landbevölkerung die Grundzüge des Lesens und Schreibens erlernen und auch in der Religionslehre unterwiesen werden sollte. Aber *wer* in diesen armen Zeiten konnte den Kindern das beibringen, *wer* wollte das *wie* bezahlen und *wo* sollte Schule gehalten werden? Es gab in den Dörfern weder Lehrpersonal

noch Räume. In der ganzen Grafschaft wurden nun erst einmal nach „tüchtigen subjecten“ (Lehrern) gesucht, und da fehlte es an Bewerbern nicht, denn ein fachlicher Nachweis des Wissens oder Unterrichten-Könnens wurde anfangs nicht vorausgesetzt.

Schulmeister im 18. und 19. Jahrhundert

Wie hat man sich nun so einen „Lehrer“ Anfang des 18. Jahrhunderts im Büdinger Land vorzustellen? Die Marburger Akten geben Auskunft: Der Bewerber soll am liebsten jung und unverheiratet sein, denn „solo“ kann er besser von dem geringen Lohn leben. Seine Motivation, sich für den Lehrberuf zu entscheiden, besteht darin, dass er eine *Arbeit sucht*, und das *möglichst außerhalb der landläufigen Berufe*. Vielleicht hat er einen Handwerksberuf erlernt, aber weder kann er selber richtig lesen und schreiben, noch hat er pädagogische oder didaktische Fähigkeiten und Erfahrungen, um den Kindern etwas Vernünftiges zu vermitteln. Vom gräflichen Dienstherrn aus gesehen muss er nur billig (Lohn) und bescheiden (Wohnung) sein. Die Dorfbewohner, die natürlich auch keine großen Ansprüche an den Schulmeister stellen, müssen nehmen, was ihnen von „oben“ geschickt wird. Fähige und interessierte Menschen verspürten, besonders der schlechten Besoldung und mangelnder Wertschätzung wegen keine Lust, sich in solch ein Dorf als Lehrer zu bewerben! Von den Dorfbewohnern, obwohl sie selber „unwissend“ und sehr arm waren, wurde so ein Lehrer wegen seiner materiellen Notlage verachtet. Seine Tätigkeit wurde oft noch nicht einmal mit den vertraglich vereinbarten Naturalien honoriert, ja, meistens sogar als völlig überflüssig betrachtet! Wenn schon Schule gehalten werden musste, dann aber nur im Winter („Winterschule“), denn im Sommer brauchte man die Kinder bei den anfallenden bäuerlichen Arbeiten. Die Bezahlung des Lehrers aus der gräflichen Kasse erfolgte meistens unregelmäßig. Er hatte im Ort oftmals nicht einmal eine eigene Behausung und musste bei irgendjemand untermieten. In Neuwiedermuß hatte der Lehrer erst seit dem Bau der 1. Schule eine kleine Wohnung, dazu wahrscheinlich einen

einen Garten für die Selbstversorgung, denn ohne beides war sein Überleben schwierig.

Gleichzeitig mit der ersten Erwähnung eines Lehrers und des Schulunterrichtes in unserem Dorf kann man nach Aktenlage feststellen, dass die o. g. Tatsachen der Grund sind für die ständigen *Beschwerden der Lehrer*. Diese leiden unter der mangelhaften Versorgung und der rüden Behandlung durch die Bevölkerung und die Obrigkeit. Aber desgleichen *beklagen sich auch die Einwohner* über den „Schulmeister“, über sein sittliches Verhalten und die gesamte Schulsituation. Und so ist es kein Wunder, wenn die Lehrer ständig wechseln!

Schullehrer und Zustände in Neuwiedermuß

Da alle Schulkinder zusammen unterrichtet wurden (in Neuwiedermuß waren es meistens höchstens 30 Kinder), brauchte man in kleinen Dörfern immer nur einen Lehrer. In unserem Dorf erscheint in den Marburger Akten zuerst der Lehrer *Balthasar von Löhr*. Seine Beschwerde von ~1730 über seinen Schulort Neuwiedermuß bei der gräflichen Kanzlei zu Birstein, welche damals für unseren Ort zuständig war, ist unten im Originalton wiedergegeben (*Die Rechtschreibung war nach dem Duden noch nicht geregelt!*).

Im Klartext: Löhr beschwert sich in diesem Schreiben, dass er Frongeld zahlen soll. Denn weil er keine Frondienste (Feld- und Erntearbeit für die Herrschaft) übernimmt, soll er – so wollen es die Dorfbewohner – wenigstens als Ersatz Geld bezahlen, das er aber nicht hat.

Es gibt keinen Beleg über Familienstand, Wohnung und Lohn dieses Schulmeisters, jedoch unter vielen Papieren auch eine Dienst-Beschwerde der Gemeinde über ihn beim zuständigen Pfarrer in Hüttengesäß wegen seines „unanständigen Umganges mit des Heck Benders nachgelassenem Ehe-weib“. Und die Einwohner des Ortes lassen 1733 einen Brief an die gräfliche Kanzlei aufsetzen, in dem sie monieren, dass in Neuwiedermuß sogar Alte und Witwen, die gar keine Kinder mehr in der Schule hätten, den Lehrer mit Naturalien (Korn = Schulzins) bezahlen sollten. Sie lassen außerdem wissen dass: „...*der Schulmeister von Löhr ein solch nachlässiges und ärgerliches Leben führe, dass sie ihre Kinder, die ohnedem nichts bei ihm lernten, zu ihm nicht wohl länger schicken könnten, mit der Bitte, denselben zu cassieren und ein tüchtigeres subjectum an dessen Stelle hin zu setzen*...“. In der Antwort-Akte schreibt der Hüttengesäßer Pfarrer Wörner als des Lehrers amtlicher Dienstherr „...*so habe ich dem Schulmeister v. L. wegen jüngst gehaltener*

Hochwohl edler und Ehren werter ampt Mann

nach demme ich nun Einer geraumer Zeit zu Neu Wiederumbs vor Einen Schulmeister gedient, aber wenig freyheyden genossen wegen haltung der Schulen, denn ich werde in allem mich genommen Es mag nur gegeben werden was es will so werde ich nicht verschont als nur allen die wenige Leib freyheyd nun wird mir ahn gefordert frohn gelt auch hier ... zu bezahlen und daß ist mier nicht möglich, solches zu tun. denn ich kann ja sonst nichts verdienen ich muß täglich und täglich der Schule abwarten und dazu in meinem Hauß daß ist Eben als wie ein gemein hauß daß ich gedacht hatte sie forderten mir solches nicht ahn Weillen ich der gemeinde damit diente ich habe zu birstein meinen gnädigsten Herr seinen herr Vatter 16 Jahr gedient Es ist mir niemahlen nichts ahngefordert worden als gelangt ein freundliches und gehorsamstes bitten ahn den hoch wohl Edlen und Ehren werten Herr amptmann Sie wollen sich doch meiner ahn nehmen und in Meinem alter hilfreiche hand ahn bieten der aller höchste Gott wird ihnen vergelten, daß sie ahn mir thun, auch ich erwarte Euer gute und gnädige andword und verbleibe des hoch wohl Edlen und Ehren werten Herr amptmann gehorsamster Schuldiener

Balthasar von Lohr zu Neuwiederumbs

Presbyterio seinen Abschied erteilt...“. Die Akten geben keine Auskunft, wo von Löhre danach abgeblieben ist.

Dem nachfolgenden Lehrer *Johann Georg Jost* von Burgbracht ergeht es auch nicht besser in Neuwiedermuß. Er hat zwar 1734 einen Jahresvertrag über: 10 Gulden aus der Hospitalkasse von Hayn (das gehörte zu Ysenburg), 5 Gulden von der armen Landschulcassa und $\frac{3}{8}$ Korn von der Gemeinde (Schulzins), aber bereits 1736 finden wir in den Akten ein Schreiben sämtlicher Unterthanen aus Neuwiedermuß, die bei *Jost* sittliches Verhalten vermissen und sich lieber *Nikolaus Rehm* als neuen Lehrer wünschen. Der sei „... ein Nachbar und Einwohner in Hüttengesäß, der zwar seiner Profession nach ein Weber sondern aber auf das, was ein Schulmeister praktizieren soll willens ist, sich sorgfältig zu befeißigen...“

Schon bald nach seinem Amtsantritt liest man, dass die Gemeinde sich auch bei *Rehm* „... zu keinem Schulzins verstehen wolle, auch sei er ... ein schlechter Schulmeister, der die Kinder nicht wohl und fleißig lernet, indem er jeder Zeit hin und her laufet und die Schule liederlicher Weise versäumet, daneben die Kinder keine Briefe lesen lernen, noch viel weniger Rechnen, so dass er froh sein sollte, dass wir ihn als einen Verheuratheten hielten...“

Die klägliche Stellung eines Lehrers im damaligen Schuldienst ist aus einem Bericht des Hofpredigers *Reutzel* aus der Ysenburg-Wächtersbacher Grafschaft 1799 zu ersehen: „... Gegen die Grobheiten und Beleidigungen aber, die sich die Schulmeister bei ihrer sauberen Arbeit und elendigen Besoldung ausgesetzt sehen, müssten sie nachdrücklich geschützt werden. Und es ist ein Wunder, dass es noch Leute gibt, die diesem undankbaren, ob schon sehr nötigen und nützlichen Geschäft sich widmen, da die Viehhirten der Bauern besser gesetzt sind als die Leute, die ihren Kindern Unterricht geben“. In Büches, ebenfalls zu Ysenburg gehörend, war 1766 „... der Schulmeister *Ochsenhirt*, der ewigen Auseinandersetzungen mit der Gemeinde müde, nach Russland ausgewandert“.

So wechseln die Lehrer in Neuwiedermuß nun bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ständig. Es folgen 1745 *Johann Fischer* aus Langenselbold, 1746

Johann Conrad Eschenbrenner aus Gettenbach, 1747 *Johannes Tripsch* – „Bürger und Schuhmacher aus Wenigs“, *Anton Faust* aus Langenselbold und 1760 *Johannes Christenell* von Oberreichenbach, der bald „abzieht“

Über die Kriterien zur Beurteilung eines Bewerbers hier ein Beispiel: Ein *Johann Wilhelm Acker* bewirbt sich auf die freigewordene Neuwiedermußer Schulstelle beim nunmehr Fürstlichen Amt. Von dort Rückfrage an den Pfarrer: „... Wie alt Supplikant sei, wie lange er schon der Erlernung der zum Dienst eines Dorfschulmeisters nötigen und expressis angeführten Wissenschaft und Kenntnissen obgelegen, auch, ob er Vermögen von seinen Eltern zu erwarten habe...“ – 1760 Offenbach. 28. August, Fürstl. Regierung H.T. Gudenus Reg. Sekr.

Antwort vom Pfarramt: „... Der Supplikant *J.W. Acker* von Hitzkirchen hat sich etliche Jahre auf dem Neuen Schmidten Eisenhammer beim Faktor *Dirlemann* als Schreiber aufgehalten, vor ungefähr einem Jahr aber ist er von demselben zu seinem Schwager dem Schulmeister *Reifschneider* nach Burgbracht gekommen, bei dem er sich Zeit über im Rechnen, Schreiben und Klavierspielen noch besser geübt hat...“. *Acker* wird aber nicht angestellt.

In Neuwiedermuß folgen als Schulmeister: 1761 *Johann Heinrich Fischer* aus Langenselbold, 1764 *Johann Ruhl* von Kefenroth – er erhält (fast wie alle anderen) als Jahreslohn: „drey Achtel Korn, fünfzehn Gulden an Geld, eine Schulstube, so von der Gemeinde zu stellen ist und in deren Schulscheitern Holz, welche die Kinder zur Winterszeit mit in die Schule bringen müssen“. Ihm folgt 1765 *Johann Heinrich Kaiser*, der sich aber schon 1770 „... als Bedienter bei Baron von Imhausen, einem Sächsischen Cavalier in Leipzig, engagieren will, da der Neuwiedermusser Schuldienst gar gering ist...“, danach *Johann Philipp Hoffmann* von Ravolzhausen und 1775 *Johann Adam Fischer* von Völzberg, dessen Beurteilung lautet: „... Kann Schule halten, soll aber den künftigen Sommer sich hier aufhalten und die Information für die Schulkandidaten mithalten, ... da er den Kopf zum Lernen hätte...“.

Man kann aus den Akten ersehen, dass die fürstlichen Ämter inzwischen

von den Schulstellen-Bewerbern schon gewisse pädagogische Fähigkeiten und Erfahrungen fordern oder voraussetzen!

Das erste Schulhaus

Wo fand in dieser Zeit in unserem Dorf der Unterricht statt? Es ist bis dato von einem Schulgebäude nirgends die Rede. Seit ~1730 wird in Neuwiedermuß in der Art „Schule gehalten“, dass sich die Kinder und der Schulmeister in den kleinen Bauernhäusern, und zwar täglich oder wöchentlich in einem anderen Haus, ohne besondere Schulbänke oder -tische, im Winter zum „Lernen“ in einer eigens zu diesem Zweck gemieteten Stube trafen. Die Kinder standen, wenige saßen auf extra aufgestellten Bänken. Es gab keine Schulbücher, kein Papier, keine Stifte, vielleicht später Schiefertafeln, die auf dem Schoße gehalten wurden. Es wurde vom Lehrer etwas vorgesprochen und von den Kindern solange nachgesprochen, bis es „intus“ war. Besonderen Wert legte die kirchliche Obrigkeit im ganzen Land auf das Auswendiglernen religiöser Verse und Psalmen. Das Lesen erlernten die Kinder allgemein nach der Buchstabiermethode und das Rechnen bestand nur aus den 4 „Spezies“.

Man ist in Neuwiedermuß bis 1780, also über 50 Jahre lang, so schreibt der Lehrer *Johann Adam Fischer* an die fürstliche Regierung „... noch mit keinem Schulhause versehen. Der Schulmeister musste bisher bald bei diesem, bald bei jenem Unterthanen seinen Aufenthalt suchen..., da die Gemeinde sich einiger Zeit wieder vermehret, und alle Häuser durchaus besetzt sind, so weiß der Schulmeister bald nicht mehr unterzukommen und fehlt es besonders an einem räumlichen und bequemen Platz zur Schule. Die Gemeinde hat daher einmüthigen Entschluß gefasst ein neues Schulhaus zu bauen. Nach einem gemachten Über-schlag kann solches 300fl zu stehen kommen. Dazu sollen die Gemeindeglieder aus ihren eigenen Mitteln 100fl zusammen schießen, das übrige aber leihen und als (Pfand?) ... eine gemeine Weyde von $5\frac{1}{2}$ Morgen in die heege legen, und zu Heu verzinßen, ... von dem Ertrag nicht nur die jährliche Unterhalt sondern auch das Capital nach und nach wieder abtragen. Daneben hofft sie auch durch eine Collecte



Ansichtskarte: Zweiter Schulbau 1916, Rückansicht.

in den Ysenburgischen Landen, wann solche gestattet würde, noch einigen Zugschuß zu erhalten ... wie die Mittelgründauer bei Neubau des Schulhauses bei uns collectieret haben ...“

Der Schulbau wird danach von den „Schöffen“ beschlossen, denn einen eigenen Bürgermeister hat das zu Hüttengeß gehörnde Dorf noch nicht. Der Zimmermann Johann Heinrich Will von Hayn erstellt einen Kostenvoranschlag und erhält den Auftrag mit den Konditionen: Die neue Schule soll

40 Schuh lang, 26 Schuh breit und 10 Schuh hoch sein, die Schwelle zu 11 Zoll, die Eckpfosten 9 Zoll, alle anderen Pfosten 6 Zoll, alles aus Fichte. Das Schulhaus soll 300 Gulden kosten, 100 Gulden bringt der Ort selber auf, der Rest soll auf Wiesen und Heu beliehen werden, und eine Geldsamm- lung (Kollekte) im Lande soll einen Zuschuss erbringen.

Die oben erwähnte Kollekte für ge- meinsam genutzte Gebäude wie Schu- len und kirchliche Einrichtungen war

zu jener Zeit als Solidarmaßnahme durchaus üblich; und auch nach einem Wohnhaus- oder Stallbrand wurden in den umliegenden Orten Spenden (Geld und Material) für die Brandgeschädig- ten gesammelt, da es noch keine Brandversicherung gab.

So werden mit Genehmigung der Fürstlich-Ysenburgischen Regierung auch Kollekten in allen zum Fürstentum gehörenden Kirchen für den Bau der Neuwiedermußer Schule abgehal- ten, und zwar 2 Jahre lang nach meh- reren Bittschriften der Neuwiedermu- ßer „Unterthanen“. Die Spenden tröp- feln schleppend und mager mit Beleg der Pfarrämter sowohl aus dem Ysen- burg-Büdingenschen, als auch aus dem Wächtersbach-Meerholzischen ein. Ge- nannt sind in den Unterlagen u. a. die Orte Reichenbach, Amt Langenselbold, Amt Wenings, Sprendlingen, Götzen- hayn und Hayn.

Anno 1782 ist die Schule, ein Fach- werkhaus, endlich fertig gestellt: eine Schulstube, darüber eine kleine Leh- rerwohnung (1 Stube, 2 Kammern, 1 Küche) in den geforderten Maßen und Materialien. Und eigentlich müsste doch nun Freude und Zufriedenheit herrschen. Aber das Elend geht weiter!

1783 – *Wilhelm Lorey* ist neuer Leh- rer. Seine Besoldungskonditionen: „an Geld erhält aus der Schulkasse zu Birstein 15 fl (Gulden), $\frac{3}{8}$ Korn aus der Gemeinde, das Achtel a $\frac{5}{16}$ 16.36 fl/xxr (Gulden/ Kreuzer), Freye Wohnung in dem neu er- bauten Schulhaus, Schulscheiter Holz, welche die Kinder winterzeits mitbringen, an accidation (sonstige Zugabe) nichts.

Lorey kam auf Empfehlung seines Vaters, eines Lehrers in Langenselbold, bei dem er wohl das Schulehalten ge- lernt hatte. Inzwischen war es überall üblich, dass die angehenden Schulleh- rer bei einem „amtierenden Lehrer“ als „Schulgehilfe“ das Lehrhandwerk er- lernten. Auch jetzt ist von einer offi- ziellen Ausbildung zum Schulmeister noch nirgends die Rede. Man bewirbt sich auf eine Schulstelle, und meistens klappt es!

Die Stelle in Neuwiedermuß ist immer noch wenig attraktiv, denn das Dorf ist arm, der karge Lohn und die despektierliche Behandlung durch die

Dorfbewohner sind wie vordem. Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Dorfes lassen sich aus der „Beschreibung des landwirtschaftlichen Geschäftsbezirks Gelnhausen“ des Senators und Apothekers Johann Heinrich Cassebeer von 1822 genau ersehen (Siehe Kasten rechts).

Die Schul-Akten des Staatsarchivs zu Marburg zeugen auch nach dem Schulbau 1782 weiterhin von vielerlei Misslichkeiten, von Not und Streitereien. Bereits veröffentlicht wurde von uns schon die Akte des Schullehrers *Johannes Weber* (1799– ~1865), der als 16-Jähriger Bub (!) 1815, um seine Mutter und die Geschwister zu ernähren, die Lehrerstelle seines zu früh verstorbenen Vaters *Johann Adam Weber* als „Gnadenakt“ antrat. Der Hüttengesäßer Pfarrer *Calaminus* schreibt 1851 an das kurfürstliche Landratsamt zu Hanau (dem seit 1849 das Schulwesen oblag) von ihm: „... Ohne alle Vorbildung unter sehr beschränkten Talenten, trat in sein Amt ein. Darum vermag er auch jetzt nicht orthographisch zu schreiben und die bekannten Spezies zu rechnen. Zum Kirchendienste kann ich ihn gar nicht verwenden, weil er keine Orgel spielen kann und so singt, daß die Gemeinde in Lachen ausbricht, wenn sie ihn hört...“ Dieser „Lehrer“ unterrichtete in unserem Dorf 36 Jahre lang! Durch seine völlige berufliche Unfähigkeit und seine ominösen familiären Verhältnisse wurde er aus Armut kriminell und hinterließ eine Riesenakte. Er musste schließlich seinen Dienst quittieren, aus der Lehrerwohnung heraus und mit seinen vielen Kindern aus 2 Ehen in einem anderen Gebäude hausen. Aber er erhielt dennoch eine kleine „Rente“, denn seinem Nachfolger, dem Lehrer *Michael Steinbach* (*1832 †1908) aus Obersinn, wurde für Webers Altersversorgung eine zeitlang die Besoldung um 25 Taler jährlich gekürzt, da die Gemeinde Neuwiedermuß nicht über genügend Mittel dafür verfügte. Steinbachs Werdegang ist leider nicht überliefert, aber man kann annehmen, dass er bereits das „Schulhandwerk“ irgendetwas gelernt hatte. Er arbeitete fast 50 Jahre lang an unserer Schule und war, obwohl es für ihn auch einigen Ärger mit dem Gemeindevorstand und dem Bürgermeister *Ruhl* gab, ein angesehener Mann, der sogar in die Familie *Ruhl II* eingeheiratet hatte.

NEU WIEDERMUS oder der Fuchsgraben, Dorf an einem Bache, welcher von dem groß-herzogl. hess. Dorfe Frohnhausen herfließt, mit 28 Häusern und 160 Einwohnern, mit einer Mühle und einem Schulhause, unter der Ronneburg gelegen, 2 1/2 Stunde von Gelnhausen, 3 1/2 Stunde von Hanau. Brunnen sind 4 vorhanden.

Gespannhalter hat der Ort 13, welche zusammen 12 Pferde und 12 Stück Zugrindvieh besitzen. Die Viehherde bestehet aus 34 Kühen und 98 Schweinen. Die Schafe, 140 Stück, sind mit jenen von Hüttengesäß vereinigt. Die Pferdezucht ist unregelmäßig und liefert jährlich 1 bis 2 Fohlen. Der Ort hat ohngefähr 50 Gänse. Von Bienenkörben sind dermalen 8 und von Ziegen 4 vorhanden.

Alles andere ist mit Hüttengesäß gleich, und die Feldmarckierung mit jener des genannten Dorfes vereinigt. Der Ort hat keine Gemeinds-Backöfen.

Steinbach sorgte auch dafür, dass die allgemeine Schulpflicht für Jungen und Mädchen nun auch im Sommer eingehalten wurde. Er arbeitete oftmals als Schriftführer bei den Gemeinderatssitzungen, und in den alten Gemeindeakten ist seine Schrift noch heute zu erkennen.

1901 wurde er pensioniert, und Pfarrer *Bär* schrieb von ihm, er sei der Gemeinde ein wahrer Vater geworden und würde im Dorfe hoch geehrt. Ihm gebühre eine Ordensauszeichnung! Hier klingt nun zum ersten Male in den Akten Achtung und Respekt vor einer Lehrperson durch! Man sagt jetzt „Herr Lehrer“. Als „Ruhegeld“ (Pension) erhielt er in der Währung des neuen Deutschen Reiches 1.853 M (Mark) jährlich. Sicher wurde Steinbach schon auf dem 1903 eigens für Neuwiedermuß angelegten Friedhof begraben. Zu seinen Lebzeiten aber wurden die Toten von Neuwiedermuß noch auf dem „Kirchweg“ unter Begleitung und Gesang des Lehrers und der Schulkinder zum Hüttengesäßer Kirchhof gebracht. Außerdem mussten Lehrer und Kinder sonntags einmal vormittags zum Gottesdienst und nachmittags zur Gebetsstunde auf demselben Weg zur Kirche ins Nachbardorf laufen, und zwar bei Wind und Wetter. Der Kirchweg soll damals ein schlimmer Feldweg gewesen sein, der bei Regen beinahe unpassierbar war. In einigen Akten finden sich deshalb Ge-

suche der Lehrer, die nachmittägliche Gebetsstunde am Sonntag in der Neuwiedermußer Schule abhalten zu dürfen, was später auch genehmigt wurde.

Das zweite Schulhaus

Der danach amtierende Schullehrer war *Jakob Fucker* (*1878 †1965) aus Langendiebach. Er hatte bereits eine Präparande (zur Vorbereitung) und eine Lehrerbildungsanstalt besucht. Diese Lehrer-Ausbildungs-Anstalten existierten für unsere Region z. B. in Schlüchtern, Lich oder in Friedberg, und in beiden Instituten wurden 14- bis 15-jährige Knaben 3 Jahre zum Lehrer an Volksschulen ausgebildet. Fucker war lebenslang in unserem Dorfe an der einklassigen Schule tätig. Er war stets aktiv und rührig. In seine Dienstzeit fällt u. a. 1910 der Bau der 2. Schule für das Dorf. Das war ein Steingebäude am Eisick mit großem Schulsaal, Nebenraum, Keller und Lehrerwohnung. Die erste Schule wurde als renovierungsbedürftig von der Gemeinde verkauft. Der damals neu angelegte Neuwiedermußer Friedhof geht wohl auch auf die Initiative von Lehrer Fucker – gemeinsam mit dem Bürgermeister *Haldy* – zurück. Sein Grab besteht dort bis heute. Er hinterließ in einwandfreier Rechtschreibung eine interessante Schulchronik, deren Führung damals Pflicht wurde. Diese dicke Kladde gibt Auskunft über das Dorf-



**Einklassige Volksschule von vorn (heutige Ansicht als Dorfgemeinschaftshaus),
Zeichnung: Reiner Erdt**

leben und die Menschen in Neuwiedermuß während des 1. Weltkrieges und in der Nazizeit.

Auch Fucker „heiratete ein“: auf seinem Hochzeitsfoto sieht man ihn stolz mit seiner jungen Braut Marie Arndt vor dem schönen Mühlengebäude in Neuwiedermuß posieren mit einer großen Verwandtschaft und vielen, noch heute bekannten Kollegen aus den Nachbardörfern Hüttengesäß (Lehrer Hohenstein), Altwiedermus (Lehrer Wolfgang) und Diebach am Haag. (Lehrer Krausgrill). Eine solche Heirat sicherte auch damals noch bei „armen Dorfschulmeisterlein“ die Lebensgrundlage und verbesserte das Ansehen.

In der neuen, einklassigen Schule gab es nun Schulbänke und -tische, eine große Tafel, Anschauungsmaterial, Landkarten, Schulbücher, auch ein Lehrerpult. In einem großen Raum

wurden alle Kinder von der ersten bis zur achten Klasse sommers und winters unterrichtet. Auf dem Dach befindet sich das Glockentürmchen, dessen kleine Glocke mittags, abends und zu Beerdigungen auch heute noch läutet.

Die allgemeine Schulpflicht wirkte sich dergestalt aus, dass es nach Aktenlage jetzt keine Beschwerden mehr gibt über Schulkinder, die während der Schulzeit Gänse hüten müssen oder Holz stehlen. Nun haben auch die Dorfbewohner den Lehrer nicht mehr mit Naturalien zu versorgen; die Bezahlung erfolgt durch den Staat. Der Lehrer ist nicht mehr dem Pfarrer, sondern seit 1866 der oberen Schulaufsicht im Königlich Preußischen Landratsamt Hanau unterstellt. Er muß über seinen ordnungsgemäßen Unterricht Rechenschaft ablegen und wird „visitiert“, d. h. vom Schulrat prüfend besucht.

Inzwischen waren viele pädagogische „Winde“ durch Deutschland gekehrt, u. a. die Stiehl'schen Regulativen, die Kunsterziehungsbewegung, die Jugendbewegung, die Sozial- und Kulturpädagogik – und von jedem konnte sich in Neuwiedermuß etwas durchsetzen. Aber wichtig war zuletzt immer der Lehrer als Persönlichkeit.

Die Ausbildung zum Volksschullehrer fand nun 3 Jahre lang in einem Pädagogium oder Lehrerseminar statt, später in der Pädagogischen Hochschule, inzwischen wird an der Universität ausgebildet.

Der letzte langjährig tätige Lehrer der einklassigen Volksschule zu Neuwiedermuß war laut Schulchronik *Otto Wacker*. Er war ein im Lehrer-Seminar speziell ausgebildeter Volksschullehrer und hielt seit Kriegsende hier Schule, unterrichtete auch viele Generationen und wurde endlich Schulleiter an der neu gegründeten „Ronneburgschule“ (Grundschule 1.–4. Schuljahr) in Hüttengesäß.

Allerletzter Lehrer hier war für kurze Zeit *Herr Hensel*.

Als die Neuwiedermüßer Schulkinder 1969 nach Hüttengesäß und in weiterführende Schulen wechseln mussten, löste sich unsere Schule als solche nach ca. 70 „Betriebsjahren“ auf. Seither dient das Gebäude als Dorfgemeinschaftshaus. ■

Quellen:

Staatsarchiv Marburg:
Akte 108f/30 Birstein,
Akte 108f/42 Birstein,
Akten 180 LR Hanau/Nr. 4288 + 5669

Ingeborg Weber-Kellermann:
Landleben im 19. Jahrhundert/
Büchergilde Gutenberg 1987

Karl Schmerbach:
Dorfbuch/Verlag Wort im Bild
Hammersbach 1989

Prof. J. Jung:
Geschichte der Pädagogik
Vorlesung SS 1958

Cancrinit, das Mineral aus Russland mit dem Namensgeber aus Hanau bzw. Bieber im Spessart.

von Joachim A. LORENZ & Ralf T. SCHMITT

Den Artikel zu den Abbildungen finden Sie ab Seite 37 im Mitteilungsblatt des Zentrums für Regionalgeschichte 2009.



Abb. 1: Gelber Cancrinit mit Ägrinaugit aus einem Alkali-Pegmatit aus dem Tvedalen, Norwegen, Bildbreite 11 cm, Mineralogisches Museum der Universität Würzburg (Foto: LORENZ).



Abb. 2: Gelborangener Cancrinit als körniger Gesteinsbestandteil, Litchfield, Kennbec Co., Maine, USA, Bildbreite 4 cm (Foto: LORENZ).



GRAF GEORG KANKRIN.

Abb. 3: Graf Georg Cancrin, hier geschrieben als Kankrin, aus KEYSERLING (1865 a).



Abb. 4: Bild vom Graf Georg CANCRIN nach einem Ölgemälde von Johannes NIEDERHAUS, Historischer Forschungsverein der Deutschen aus Russland e.V.

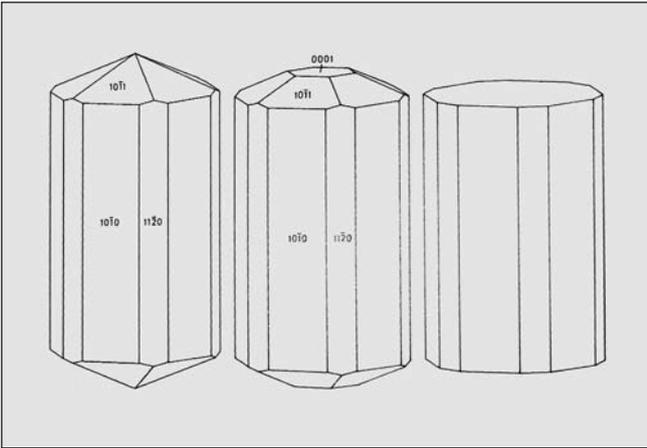


Abb. 5: Idealisierte Cancrinit-Kristalle aus den vulkanischen Gesteinen der Eifel (aus HENTSCHEL 1984:82; mit freundlicher Genehmigung des C. Weise Verlags, München).



Abb. 6: Weiße, längliche Cancrinit-Kristalle in einem Sanindin-Auswürfling vom Laacher See in der Eifel, Bildbreite 2 cm, Sammlung LORENZ: (Foto LORENZ).



Abb. 7: Gelber Cancrinit als Gangfüllung in einem dunklen Gestein aus Cancrinit, Hendricksit und Phlogopit von Chibiny, Kola-Halbinsel, Russland, Bildbreite 5 cm, Sammlung M. SCHUSTER, Schöllkrippen (Foto: LORENZ).

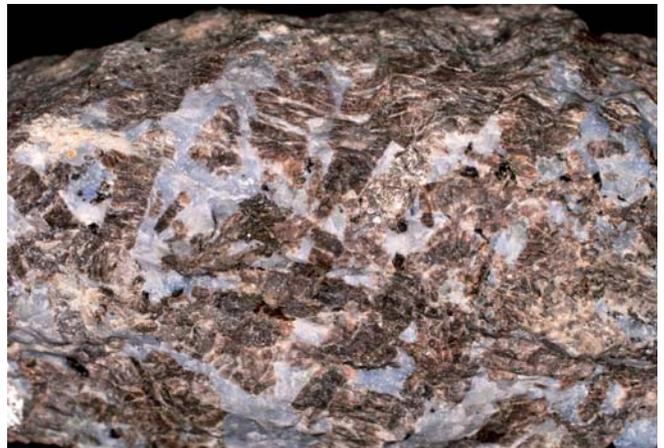


Abb. 8: Blauer Cancrinit mit großen, dunklen Mikroklin-Kristallen und Analcim in einem Alkali-Pegmatit von Loch Borrolan, Assynth District, Sutherland, Schottland, Bildbreite 8 cm, Mineralogisches Museum der Universität Würzburg (Foto: LORENZ).

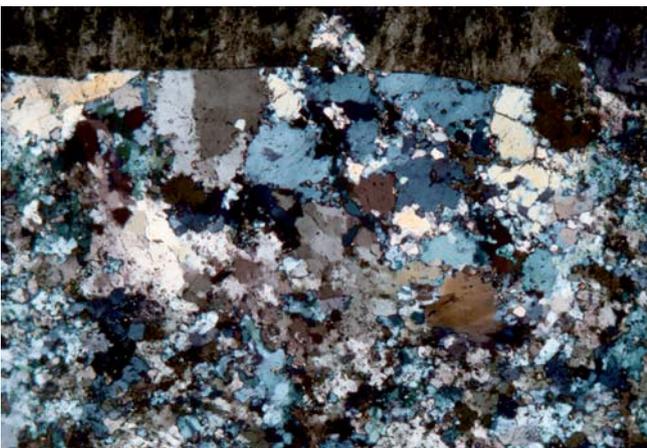


Abb. 9: Feinkörniger Cancrinit (in bunten Interferenzfarben) neben Mikroklin (oben) als Bestandteil eines Pegmatits, Loch Borrolan, Assynth District, Sutherland, Schottland, Bildbreite 3 mm, Dünnschliff, gekreuzte Polarisatoren (Foto: LORENZ).



Abb. 10: Gelber Cancrinit vom Cancrinite-Hill, Dungannon Township, Bancroft District, Hastings Co., Ontario, Kanada, Bildbreite 2 cm, Slg. H. Pöllmann, Universität Halle (Foto: LORENZ).



Abb. 17: Gut erhaltene 12-Rubel-Münze aus Platin von 1830, Auktionskatalog der Fa. Künker, Osnabrück, Foto Lübke & Wiedemann KG, Stuttgart.



Abb. 18: Der Mineraloge Gustav ROSE (1798–1873), Porträt, ungefähr zur Zeit der russischen Reise (1829), Lithographie von ROHRBACH nach einer Zeichnung von Paul BÜRDE, Original in der Mineraliensammlung des Museums für Naturkunde, Berlin.

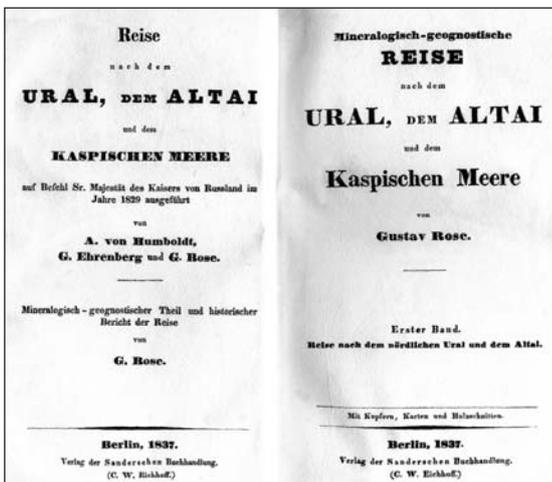


Abb. 19: Titelseiten des Buches von Gustav ROSE zur Reise nach Russland (ROSE 1837).



Abb. 20: Originalfundstelle des von G. Rose aufgefundenen Cancrinit, Pinge an der Straße vor dem Mineralogischen Museum im Il'men-Naturpark; Zustand mit Abfall 1995 (Foto: H.-J. BAUTSCH)

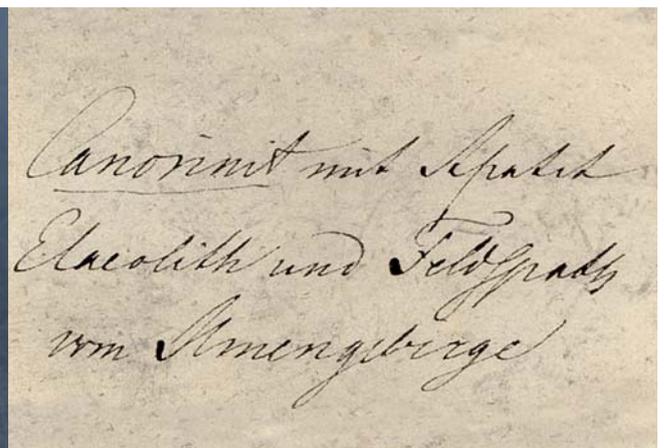


Abb. 21: Eine der Typmineral-Stufen von Cancrinit, dieser tritt zusammen mit Apatit, Nephelin (früher Elaeolith genannt) und Feldspat auf; gefunden in Miassk, Chelyabinsk Oblast, Ilmengebirge, Russland, Größe 6x5,5x4,5 cm, mit Original-etikett von Gustav ROSE beschrieben (5,5 x 3,5 cm), Museum für Naturkunde, Berlin (Inv.-Nr.: 1999-0080), Foto: H.-J. GÖTZ, weitere Typmineralproben sind Inv.-Nr.: 1999-4990 und 2000-5290.





Abb. 11: Braungelber Cancrinit im Cancrinit-Syenit von Ditrau in Rumänien, Bildbreite 6 cm (Foto: LORENZ).



Abb. 12: Pseudomorphose von grauweißem Natrolith nach Cancrinit (säuliger, sechseckiger Kristall) aus der Umbozerksy Mine, Lovozero, Halbinsel Kola, Russland, Bildbreite 5 cm. Auswürfling (Foto: LORENZ).



Abb. 13: Cancrinit-haltiger Ijolith aus Nephelin, Calcit, Aegirin, Cancrinit (grünliche Partien) und Melanit von Alnö, Sundsvall, Medelpad, Schweden, Bildbreite 10 cm (Foto: LORENZ).



Abb. 14: Gediegen Platin von Nishnij Tagil, Ural, Russland, Größe 8 x 6 x 6 cm. Dieses Platin-Nugget aus einer Seifenlagerstätte wiegt 1.441 g, Museum für Naturkunde Berlin (Inv.-Nr. 2000-4706, Foto: H.-J. GÖTZ).



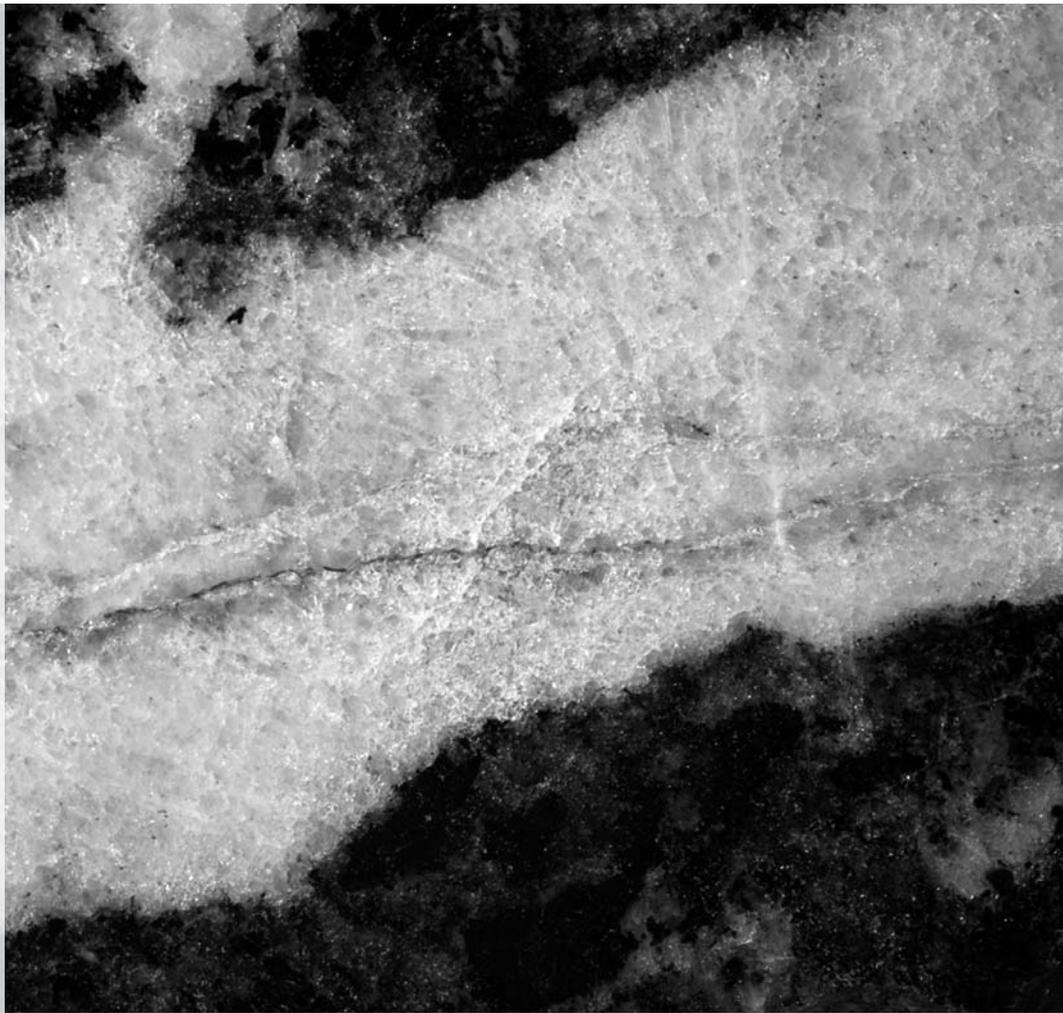
Abb. 15: 3-Rubel-Münze aus Platin von 1829 mit Spuren als Umlaufgeld. Die Striierung ist eine Folge des Walzens des aus dem Metallschwamm nass hergestellten Platins, Sammlung BACHMANN, Hanau (Foto: LORENZ).



Abb. 16: Prägefrische 6-Rubel-Münze aus Platin aus dem Jahr 1829, Auktionskatalog der Fa. Künker, Osnabrück, Foto Lübke & Wiedemann KG, Stuttgart.

Farbige Abbildungen zum Artikel finden Sie in der Heftmitte.

Das seltene Mineral Cancrinit wurde nach dem russischen Finanzminister Georg CANCRIN², Sohn von Franz Ludwig CANCRIN aus Bieber, benannt. Die Erstfundstelle liegt im südlichen Ural, wo es während einer Expedition deutscher Wissenschaftler unter Führung von Alexander VON HUMBOLDT gefunden und später von Gustav ROSE beschrieben wurde. Georg CANCRIN verdanken wir auch den Sieg der Russen über NAPOLEON und die berühmten Platin-Rubel.



Cancrinit, das Mineral aus Russland mit dem Namensgeber aus Hanau bzw. Bieber im Spessart

Joachim A. LORENZ & Ralf T. SCHMITT¹

Das Ergebnis einer Russlandreise im Jahre 1829 mit Alexander von HUMBOLDT unter Förderung des deutsch-russischen Grafen und Finanzministers Georg CANCRIN.

Heute sind ca. 4.500 gut definierte Minerale bekannt, eine verschwindend geringe Anzahl im Vergleich zu den bekannten Tier- und Pflanzenarten. Die Benennung der Minerale erfolgte in der Vergangenheit sehr unterschiedlich und wurde erst in den letzten 40 Jahren durch die International Mineralogical Association (IMA) geregelt. Neue Mineralnamen enden immer auf „it“ – im Unterschied zu Pflanzen und Tieren. Der Wissenschaftler der ein neues Mineral umfassend beschreibt, hat das

Recht der Namensgebung. Man reicht die Daten und einen Namensvorschlag bei der CMNCN³ ein und erhält zunächst eine Nummer, z. B. IMA 2000-005, was bedeutet das dies das 5. neu eingereichte Mineral im Jahr 2000 war. Nach mehrheitlich positiver Abstimmung über die Daten und den Mineralnamen hat der Einreicher 2 Jahre Priorität und Zeit zur Veröffentlichung des neuen Minerals in einer Zeitschrift. Meistens sind es internationale Arbeitsgruppen die die notwendigen, sehr

komplexen und schwierigen Untersuchungen erledigen und dann das neue Mineral beschreiben.

Früher war das anders. Man übernahm vorhandene Namen oder schöpfte neue Namen aus den Eigenschaften, die man aus griechischen oder lateinischen Silben ableitete. Beispielsweise beim Pharmakosiderit. Der Name leitet sich aus dem Griechischen *pharmaki* für Gift und *sideros* für Eisen her. Sehr häufig wurden neue Mineralien nach den Erstfundorten (Bieberit nach dem

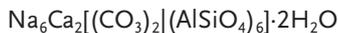
Bergbauort Bieber, heute Ortsteil der Gemeinde Biebergemünd), Naturwissenschaftlern (Roselit nach G. ROSE, Humboldtinit nach A. V. HUMBOLDT) oder selten nach Politikern (Willemit nach König WILHELM I der Niederlande, Alexandrit nach dem russischen Zaren ALEXANDER II) benannt.

Das Mineral Cancrinit (Abb. 1–2) wurde vom Erstbeschreiber Gustav ROSE 1839 zu Ehren von Graf Georg CANCRIN (Abb. 3–4) benannt. Cancrinit ist ein seltenes Mineral (Abb. 5–11), welches nur unter sehr exotischen Bedingungen entsteht.

Mineral Cancrinit:

Synonym: Canoxinit

Chemische Formel:



Spezifisches Gewicht: 2,47 g/cm³

Härte: 5,5

Spaltbarkeit: perfekt

Glanz: Glas- bis Perlmutterglanz

Farbe: farblos, weiß, gelb, orange, rosa bis rötlich, rötlichblau bis blaugrau

Strich: farblos bis weiß

Kristallsystem: hexagonal, Kristallklasse: 6, Raumgruppe: P₆₃ (Nr. 173)

Gitterparameter: a: 12,615, c: 5,127 Å

Stärkste d-Werte: 3,21 (100), 4,64 (90), 3,64 (70), 2,099 (70), ...⁴

Chemische Analyse eines Cancrinit
(in Gew.-% nach ANTHONY et al. 1995:109, Stück von Dunganon Township, Ontario, Kanada):

SiO ₂	34,35
Al ₂ O ₃	29,35
Fe ₂ O ₃	0,03
MgO	0,01
CaO	8,11
Na ₂ O	17,66
K ₂ O	0,10
Cl	0,21
H ₂ O ⁺	3,02
H ₂ O ⁻	0,11
CO ₂	6,60

Bei der Einwirkung von Säuren auf Cancrinit bildet sich eine Gallerte. Einige Cancrinite zeigen eine intensiv

gelbe, dunkelviolette oder dunkelrote bis purpurne Fluoreszenz bei der Bestrahlung mit ultraviolettem Licht.

Cancrinit gehört zur Cancrinit-Sodalith-Gruppe⁵ und bildet Mischkristalle mit Vishnevit⁶ ((Na,K)₈[(SO₄, CO₃)](AlSiO₄)₆·2H₂O, wobei Ca durch K und die CO₃-Gruppe teilweise durch Sulfat ersetzt wird (DEER et al. 1971: 310 ff). Alle diese Mineralien besitzen eine sehr komplexe Struktur⁷. Die Struktur des Cancrinit enthält Sechser- und Zwölferringe aus [SiO₄]⁴⁻- und [AlO₄]⁵⁻-Tetraedern sowie ebene [CO₃]²⁻-Gruppen, also Anionengruppen mit nicht-tetraedrischer Koordination. Die Na⁺-Ionen liegen auf den Öffnungen der Ringe (SCHRÖCKE & WEINER 1981: 897).

Cancrinit stellt als primäres Mineral einen wichtigen Bestandteil in einigen Alkaligesteinen⁸, in Pegmatiten in CO₂-reichen Nephelin-Syeniten⁹ dar und bildet sich sekundär als Alterationsprodukt¹⁰ von Nephelin. Es entsteht bei ungewöhnlich hohen CO₂-Partialdrücken in unterkieselten alkalischen Schmelzen, wo er Nephelin ersetzt oder pseudomorphisiert¹¹. Umgekehrt wandelt sich Cancrinit an der Erdoberfläche und unter feuchten Klimaten in Zeolithe¹² (Abb. 12) und Calcit um. Unter Laborbedingungen ist Cancrinit bereits um 1922 synthetisch erzeugt worden. Gewöhnlich tritt das Mineral in derber Form als Bestandteil von Gesteinen auf. In Pegmatiten¹³ können auch mehr als 20 cm große Stücke gefunden werden. Kristalle bis zu einer Größe von 2 cm sind schon selten. Cancrinit hat als mineralischer Rohstoff derzeit keinerlei ökonomische Bedeutung.

Begleitminerale können sein: Nephelin¹⁴, Sodalith, Natrolith, Kalifeldspat, (Orthoklas oder Mikroklin), Ägrinaugit, Monitcellit, Analcim, titanhaltiger Andradit, ...

Bekannte Fundorte (nach HINTZE (1897:879 ff), DEER et al. (1971:317 f), ANTHONY et al. (1995:109), BERNARD & HYRSL (2004:11 f), SØRENSEN (1974) und lokaler Literatur, keine vollständige Auflistung¹⁵):

■ bei Miask im Ilmengebirge des südlichen Urals, westlich von Čheljabinisk, Russland: Bestandteil im

Miaskit¹⁶ und in den Miaskit-Pegmatiten, derb und in Kristalle bis zu 10 cm Größe; von hier ist auch eine schillernde Form des Cancrinit bekannt, welche durch orientiert eingewachsene Hämatit-Blättchen erzeugt wird.

- im Tunkinsker Gebirgszug, ca. 400 km westlich von Irkutsk, Russland: zitronengelber Cancrinit in einem Alkaligranit, der durch ein Graphitbergwerk erschlossen ist.
- Kovdor-Ozero-Region der Halbinsel Kola, Russland: cancrinitisierter Nephelin-Syenit.
- Lovozero-Massiv, Halbinsel Kola, Russland.
- Khibiny-Massiv bei Apatity, Halbinsel Kola, Russland (mit ca. 1.300 km² Fläche die größte Nephelin-Syenit-, Melteigit¹⁷, Urtit¹⁸- und Apatit-Nephelin-Intrusion der Welt¹⁹): in bis zu 20 cm großen feinkristallinen Massen und bis zu 7 cm langen Kristallen in den Alkali-Pegmatiten zusammen mit ca. 220 weiteren Mineralien wie Cancrinit in der Kukisvumchorr-Lagerstätte.
- bei Dakhu-Unur, Tuva, Sibirien, Russland: blockige Cancrinit-Kristalle bis zu 1 m Größe.
- Tvedalen und Langesundfjord, Norwegen: gelblichweiß bis rein zitronengelbe oder wachsgelbe Bestandteile von Pegmatiten und dem „Spreustein“²⁰.
- bei Melteig, Fen-Gebiet, Süd-Norwegen: körniger Bestandteil im Melteigit, einem basischen Ijololith²¹.
- Särna, Dalarna, mittleres Schweden: im Nephelin-Aegirin-Syenit und im hellgrauen Cancrinit-Syenit (Lokalname Särnait) als farblose, bis zu 2 cm große Einschlüsse.
- Iivaara bei Kuusamo, Finnland: farblose, strahlig-kristalline Körner, in Gehalten bis zu 30 % in einem Cancrinit-Ijololith
- in Juvit²², Melteigit, Ijololith und Nephelin-Syenit des Alnö-Alkali-Komplexes bei Sunsvall, Schweden: Alkaligesteine mit bis zu 20 % Cancrinit-Gehalt (Abb. 13).
- bei Allt á Mhuillin, am Loch Borrolan, Assynt, Schottland: blauer Cancrinit in einem Alkali-Pegmatit aus einem Syenit.
- in den Auswurfmassen des Laacher See-Vulkans und an anderen Stellen in den vulkanischen Gesteinen der Eifel: selten als weiße Körner und

mm-große Kristalle in Auswürflingen.

- am Vesuv bzw. Monte Somma bei Neapel, Italien: als seltener Bestandteil von Xenolithen²³.
- bei Ditrau, NW von Gheorgheni, in den östlichen Karpathen, Rumänien: Cancrinit-Syenit mit bis zu nussgroßen, rosarötlichen Cancrinit-Partien und bis zu 6 cm große, kompakte Massen.
- bei Gardiner und Litchfield, Kennebec Co., Maine, USA: zitronen- bis schwefelgelbe Körner in einem Nephelin-Syenit.
- Pennsburg, Cester Co., Pennsylvania, USA.
- Iron Hill, Gunnison Co., Colorado, USA.
- Point of Rocks, Colfax Co., New Mexico, USA.
- Cancrinite Hill, Dungannon Township, Bancroft District, Hastings Co., Egan Chute und Blue Mountain, Ontario, Kanada.
- am Mount Saint-Hilaire, Québec, Kanada: in bis zu 1,5 cm großen, feinkörnigen bis faserigen, gelblichen Massen als häufiger Bestandteil in einem Sodalith-Syenit und in Sodalith-Xenolithen, zusammen mit 350 weiteren Mineralarten – eine der mineralreichsten Lokalitäten der Welt.
- im alkalinen Komplex von Ilímausaq, Fjord Tunugdliarfik (Eriksfjord), Grönland: in Pegmatiten und Spaltenfüllungen aus pneumatolithisch-hydrothermalen Abfolge mit ca. 200 weiteren Mineralarten.
- Dodo, Kogendo, Korea: in einem Sodalith-Nephelin-Syenit.
- im Darkainle Complex, NW von Hargeisa, Somalia: Cancrinit als Bestandteil eines Biotit-Nephelin-Albit-Gneises.
- in den ijolithischen Massen der Homa Bay, im westlichen Kenia.
- in einem Carbonatit-Komplex der Budeda Hills, östliches Uganda: als Einschlüsse in einem Cancrinit-Syenit und einem Cancrinit-Phonolith²⁴.
- Lueshe, Kivu, Kongo.
- ca. 40 km südwestlich vom Swartbooisdrif am Kunene Rivier, Namibia: als Bestandteil im Epembe-Carbonatit.

Diese Liste zeigt, dass Cancrinit gesteinsbildend auftreten und damit an

einzelnen Vorkommen in sehr großen Mengen gefunden werden kann. Trotzdem ist dieses Mineral als selten zu bezeichnen und fehlt deshalb in den einfachen Bestimmungsbüchern, aber auch in modernen Lehrbüchern der Mineralogie (z. B. OKRUSCH & MATTHES 2005) oder wird nur erwähnt (OKRUSCH & MATTHES 2009:419). Da größere, frei gewachsene Kristalle nicht vorkommen, wird das Mineral kaum gesammelt und am Mineralienmarkt und auch auf Mineralienbörsen nur selten angeboten²⁵.

Als Ausstellungsstück findet man Cancrinit nur in größeren Sammlungen und Museen, so z. B. im Naturwissenschaftlichen Museum in Aschaffenburg und im Mineralogischen Museum der Universität Würzburg im Universitätsgelände am Hubland.

Wasserklare Cancrinite von Bancroft und French River, Ontario, Kanada, wurden als Schmucksteine verschliffen (O'DONOGHUE 2006:394). Für das Mineral gibt es sonst gegenwärtig keine Verwendungen; auch als „Heilstein“ wird es noch nicht verschliffen.

Die CANCRINS

Es begann in Bieber, wo der protestantische Franz Ludwig von CANCRIN²⁶ (*21.02.1738 in Breitenbach), auch im Zeitgeist CANCRINUS genannt, die örtliche Schule besuchte. Er lernte vom Vater Johann Heinrich CANCRIN (seit 1741 nach Bieber berufen) die Gruben kennen und studierte in Jena Bergwissenschaft, Jura und Mathematik. 1764 wurde er als Sekretär an die Rentkammer²⁷ in Hanau berufen. Er wirkte nach dem Tod seines Vaters 1768 im CANCRIN'schen Geist in Bieber, und machte aus dem unbedeutenden Bergbau den größten Bergbaubetrieb im Spessart. Aufgrund der von ihm eingeführten Techniken (Künste) wurde Bieber weit über die Grenzen hinaus bekannt (FREYMAN 1991:73 ff). Er wurde auch Autor zahlreicher Bücher²⁸. 1768 wurde er Professor für Mathematik und Leiter des Zivilbauwesens in Hanau. Er baute im Auftrag von Erbprinz WILHELM in Hanau das Wilhelmsbad, das Stadttheater, später die „Ruine“ in Wilhelmsbad. 1782 in Ungnade gefallen (er soll öffentliche Gelder veruntreut haben), schied er aus

dem hessischen Dienst aus und wurde ein halbes Jahr nach Schloss Babenhäusen verbannt. Hier begann er die berühmte „Bergwerks- und Salinenkunde“ zu schreiben. Er bekam einen Ruf nach Russland²⁹, so dass er 1783 als russischer Collegienschreiber begann, dotiert mit einem Gehalt von 2.000 Rubel. 1784 siedelte er mit Frau und den beiden Töchtern nach St. Petersburg über, während der 10jährige Sohn Georg zur Ausbildung in Hanau blieb. Franz Ludwig CANCRIN übernahm die Leitung der Salinen von Staraja-Russa bei Nowgorod. Hier hatte bis zu seinem plötzlichen Tod der ebenfalls aus Bieber stammende Feodor VON BAUER als Leiter gearbeitet. Infolge seiner Fähigkeiten wurde er CANCRIN in den Adelsstand erhoben. KATHARINA II gewährte ihm einen zweijährigen, bezahlten Urlaub in Deutschland. 1796 kehrte er nach Russland zurück und übernahm den Sitz im Bergwerkskollegium. 1798 wurde er von Zar PAUL I. zum Staatsrat befördert. 1812 ging er in den Ruhestand. Franz Ludwig verstarb vergessen am 29.03.1816 in St. Petersburg (SEIB in CANCRIN 1767).



GRAF GEORG KANKRIN.

Abb. 3: Graf Georg Cancrin, hier geschrieben als Kankrin, aus KEYSERLING (1865a)

Georg CANCRIN:

Georg Ludwig Daniel CANCRIN wurde 1774 als Sohn von Franz Ludwig CANCRIN und Maria Louisa Philippa CANCRIN (geb. Kroeberin) in Hanau geboren (WELLENKAMP 1971, BECK 1959:71 ff). Er wuchs in Hanau bei einer Tante auf und studierte in Gießen und Marburg Staats- und Rechtswissen-



Abb. 4: Bild vom Graf Georg CANCRIN nach einem Ölgemälde von Johannes NIEDERHAUS, Historischer Forschungsverein der Deutschen aus Russland e.V.

schaften, Philosophie und Bauwesen. Während seiner Urlaube aus Russland nahm Vater Franz Ludwig Einfluss auf die Erziehung seines Sohnes – Spezialwissen ist ein besseres Fundament als Fürstengunst und Philosophie. Aber der 23jährige veröffentlichte 1797 anonym eine Novelle „Dagobert, eine Geschichte aus den jetzigen Freiheitskriegen“, ein Epos auf das Heldentum republikanischer Offiziere in Frankreich.

Da er in Deutschland keine Anstellung fand, ging Georg CANCRIN nach Russland und traf am 26. Mai 1779 in St. Petersburg ein. Die ersten Jahre in St. Petersburg waren die schwersten seines Lebens. Trotz des Einflusses seines Vaters bekam er keine Anstellung, auch weil er kein Russisch sprach (und auch später nie gut beherrschen sollte). So schlug er sich als Buchhalter, Abschreiber und Lehrer durch. Im Jahre 1800 wurde Georg CANCRIN Gehilfe von Vater Franz Ludwig in der Saline von Staraja-Russa. 1803 wurde er ins Innenministerium nach St. Petersburg versetzt und beschäftigte sich dort mit der Salzgewinnung in ganz Russland. Bei den Reisen sah er die Not der Bevölkerung. 1805 wurde er Staatsrat, 1809 wurde er Inspektor der ausländischen Kolonien in St. Petersburg, deren Bewohner aus Deutschland, Holland, Frankreich, England und Italien stammten. Mit der napoleonischen Bedro-

hung im Geist, schrieb er das Werk „Fragmente über die Kriegskunst nach Gesichtspunkten der militärischen Philosophie“, welches 1809 veröffentlicht wurde. Darin empfahl er die Weite (und das Klima) Russlands für die Abwehrstrategie zu nutzen, aufbauend der These, dass bei einem tiefen Eindringen des Feindes die Verpflegung immer schwieriger werden würde – der entscheidende Vorteil für die eigenen Truppen. Der russische General Barclay DE TOLLY wandte die Strategie in dem Krieg mit NAPOLEON an, dessen große Armee im russischen Winter 1812 wurde die Armee tatsächlich vollständig aufgegeben. Schon 1811 war CANCRIN zum Assistenten des General-Proviantmeisters im Kriegsministerium ernannt worden; 1815 wurde er in Paris zum General befördert. Dann verhandelte er in Wien um die Versorgungskosten der russischen Truppen in den Kriegsjahren 1813 bis 1815; statt 250 Millionen Rubel brauchte Russland nur noch 60 Millionen Rubel bezahlen. 1816 heiratete Georg CANCRIN Ekaterina Zacharowna MURAV'EVA, eine Verwandte des Generals Barclay DE TROLLEY und Nichte von ALEXANDER I. Seine Söhne wurden evangelisch-reformiert, die Töchter orthodox getauft.

1818 veröffentlichte er eine Schrift zur wirtschaftlichen Situation der Bauernschaft in Russland, die zu einem großen Teil aus Leibeigenen bestand. 1821 kam ein neues Buch hinzu: „Weltreichtum, Nationalreichtum und Staatswirtschaft“. Darin beschrieb er die merkantile Situation in Europa in Wechselwirkung mit Russland – ein Regierungsprogramm. Daraufhin entschied Zar ALEXANDER I., CANCRIN an Ostern 1823 zum Finanzminister zu bestellen. CANCRIN schränkte die Staatsausgaben ein und ließ die wertlosen Papierrubel gegen Silberrubel mit entsprechender Deckung tauschen (es gab keine Münzeinheit und 3 verschiedene Kurse). Als loyaler Staatsdiener beteiligte er sich nicht an Intrigen und Umsturzversuchen wie z. B. 1825. Um den wirtschaftlichen Anschluss ans Ausland finden zu können, wollte man die Schwelle von der Manufaktur zur Industrie überschreiten. Dazu war ausländisches Kapital notwendig. Als Finanzminister gab er der Wirtschaft Schutz und Ordnung, förderte den

Bergbau, gründete Fabriken und in St. Petersburg eine Schule zur Ausbildung von Ingenieuren. In der Folgezeit verfasste er ein dreibändiges Werk zur Militärökonomie („Über die Militärökonomie im Frieden und Krieg“, 3 Bände, 1834 ff), und später noch „Die Ökonomie der menschlichen Gesellschaft und das Finanzwesen“ (1845). Als einzigen Beitrag zur Kenntnis der reichen Minerallagerstätten des Landes verfasste er eine wichtige Abhandlung über die Lagerung der Diamanten im Ural (Bullet. de la soc. geolog. de France 1833, IV.; SCHENKENBERG 1842:19). Seine Schriften wurden in deutscher Sprache herausgegeben, russische Übersetzungen sind erst 1894 gedruckt worden.

Im September 1843 besuchte CANCRIN auf dem Weg nach Paris mit seiner Frau zum letzten Male die Heimat seiner Väter, seinen Geburtsort Hanau und das Kinzigtal. Er wohnte dazu im Gasthof „Zum Riesen“ in Hanau und ließ sich, weil er Sehnsucht nach einer Stätte seiner frühen Kindheit hatte, nach Wilhelmsbad fahren (SIEBERT 1919:20 f).

Ein so korrekter Finanzminister wie Georg CANCRIN schuf sich Feinde, insbesondere als er die Korruption bekämpfen ließ. Unter seiner Amtszeit wuchsen fähige Beamten heran, die durch eine bessere Besoldung weniger anfällig für Bestechungen waren. Nach 21 Jahren als Finanzminister ging Georg CANCRIN 1844 in den ersehnten Ruhestand, während seiner Amtszeit diente er drei verschiedenen Zaren.

Kurz vor seinem Tod brachte er noch eine Novelle heraus „Phantasiebilder eines Blinden“ (18??), dessen eigenartigen Titel er wohl wählte, da seine Sehkraft in den letzten Lebensjahren sehr schwand. Er verstarb am 9. September 1845 im Petersburger Vorort Pawlowsk. Wie Franz Ludwig CANCRIN wurde auch Georg CANCRIN in St. Petersburg beerdigt³⁰. Seine Reisetagebücher (1840–1845) hat sein Schwiegersohn, Alexander Graf KEYSERLING, Gelehrter und Kurator der Universität von Dorpat, 1865 herausgegeben (KEYSERLING 1865).

Über die Nachfahren von Georg CANCRIN ist nichts bekannt geworden.

Das Platin:

1822 fand man im Ural größere Mengen des elementaren Metalles Platin als natürliche Legierung mit einem ca. 70–85 % Platin, Eisen, Kupfer und den anderen Platingruppenelementen Palladium, Rhodium, Iridium und Osmium (BACHMANN & RENNER 1984). Aufgrund ihrer hohen Dichte, ihrer mechanischen Festigkeit und ihrer Widerstandsfähigkeit gegen chemische Verwitterung wurde diese Edelmetall-Legierung beim Flusstransport in Form von Sand, Gries und größeren Nuggets³¹ (Abb. 14) zu sekundären Seifen-Lagerstätten angereichert. Eine Gewinnung dieses Seifenplatin war viel weniger aufwändig und daher kostengünstiger als der bergbauliche Abbau der Primärlagerstätten. Infolge des sehr hohen Schmelzpunktes von ca. 1.770 °C von reinem Platin konnten diese Platinmetalle nur schwer raffiniert und mit den damaligen Techniken in Russland nicht geschmolzen werden.

Der als sehr sparsame geltende CANCRIN wandte sich 1827 an Alexander VON HUMBOLDT mit der Frage, ob man eine Platinwährung einführen könne. HUMBOLDT führte stichhaltige Argumente dagegen an und riet ab; man hatte dies vorher bereits in Kolumbien erfolglos versucht. Da CANCRIN von der Idee beseelt war, wurden trotzdem die Münzen geprägt und versuchsweise eingeführt als eine Art „Luxuswährung“ ohne eine Verpflichtung diese zu akzeptieren. 1828 wurden in der Münze in St. Petersburg unter der Schirmherrschaft von Zar NIKOLAUS I. Platinrubel mit einem Gewicht von 10,36 g zum Wert von



Abb. 14: Gediegen Platin von Nishnij Tagil, Ural, Russland, Größe 8x6x6 cm. Dieses Platin-Nugget aus einer Seifenlagerstätte wiegt 1.441 g, Museum für Naturkunde Berlin (Inv.-Nr. 2000-4706, Foto: H.-J. GÖTZ).

3 Rubeln (Abb. 15) geprägt, 1829 folgten die 6-Rubel-Münzen (20,71 g; Abb. 16) und 1830 die Münzen mit einem Nennwert von 12 Rubeln (41,43 g; Abb. 17). Die Akzeptanz in der russischen Bevölkerung für das graue Münzmetall war allerdings sehr gering. Es dauerte nicht lange, bis der Münzwert und der Metallwert erheblich differierten, so dass man 1845 die Herstellung einstellte.

Die Herstellung dieser Münzen war eine absolute Novität (BACHMANN & RENNER 1984). Da man das Platin damals nicht schmelzen konnte, löste man es in Königswasser auf. Diese Lösung enthält dann Hexachloroplatinat, das mittels Ammoniak in Ammonium-Hexachloroplatinat überführt wurde.

Nach dem Eindampfen erhielt man einen metallischen Platinschwamm, der mittels großer Pressen zu den Ronden für die Münzen gepresst bzw. gewalzt wurde. Aus diesem „nass“ hergestellten Metall prägte man dann die Platinmünzen.

Es wurden insgesamt etwa 4,15 Millionen Platin-Rubel als Münzen geprägt, von denen nach dem Einziehen noch etwa 880.000 Münzen übrig waren. Diese ca. 11,75 t Platin wurden dann an drei Firmen verkauft, darunter auch an die Einhorn-Apotheke in Hanau. Hier hatte der Hanauer Apotheker Wilhelm Carl HERAEUS (1827–1904) ein Verfahren erfunden, mittels einer (Knallgas-)Flamme aus Wasserstoff und Sauerstoff im kg-Maßstab



Abb. 16: Prägefrische 6-Rubel-Münze aus Platin aus dem Jahr 1829, Auktionskatalog der Fa. Künker, Osnabrück, Foto: Lübke & Wiedemann KG, Stuttgart.

Abb. 17: Gut erhaltene 12-Rubel-Münze aus Platin von 1830, Auktionskatalog der Fa. Künker, Osnabrück, Foto: Lübke & Wiedemann KG, Stuttgart.



Abb. 15: 3-Rubel-Münze aus Platin von 1829 mit Spuren als Umlaufgeld. Die Striierung ist eine Folge des Walzens des aus dem Metallschwamm nass hergestellten Platins, Sammlung BACHMANN, Hanau (Foto: LORENZ).

Platin zu schmelzen. Damit konnte man das Platin für Bleche und Drähte sehr einfach umformen. Aus der Einhornapotheke entstand in der Folge das weltweit operierende Metall- und Chemieunternehmen W.C. Heraeus (HERAEUS & KÜCH 1951:10 ff)³².

Ebenfalls in Hanau befand sich die erst 1881 gegründete Fa. G. Siebert GmbH, die 1930 von der Scheideanstalt (seit 1998 Degussa-Hüls AG) übernommen wurde. In ihr wurde 1890 ein sehr großes Platinnugget aus Russland mit einem Gewicht von 7,782 kg „verarbeitet“, d. h. eingeschmolzen (HUBEN 1931:V).

Einige Exemplare der Platin-Münzen „überlebten“ in einem Archiv der Firma Degussa in Hanau all die Jahre und konnten chemisch analysiert werden. Die 3-Rubel-Münze besteht demnach aus 99 % reinem Platin mit Spuren von Palladium, Rhodium, Eisen und Chrom. Das spezifische Gewicht liegt bei 20,72 g/cm³, ist also etwa doppelt so hoch wie das des Bleis!

Die Differenz zum reinen Platin mit 21,37 g/cm³ ist eine Folge der winzigen Hohlräume in der Münze, die beim Verdichten des Platinschwammes nicht ganz geschlossen werden konnten (BACHMANN & RENNER 1984).

Da nur sehr wenige dieser Münzen bis in unsere Zeit erhalten geblieben sind, werden sie nur selten angeboten. Beim Münzen-Auktionshaus Künker in Osnabrück wurden 2008 3-Rubelmünzen für einige tausend Euro, eine 6-Rubelmünze für 23.000 € versteigert; die ganz seltene 12-Rubelmünze erbrachte die unglaubliche Summe von 33.000 €!³³

Die Russlandreise:

Im zweiten Brief an Alexander von HUMBOLDT deutete CANCRIN die Möglichkeit einer Forschungsreise an. Diese Anregung wurde von HUMBOLDT sofort aufgegriffen und bereits im Dezember 1827 hatte der Zar ALEXANDER I. der Reise zugestimmt. Infolge der vielfältigen Verpflichtungen HUMBOLDT's einigte man sich auf das Frühjahr 1829 und stellte 20.000 Rubel zur Verfügung (von denen später 7.050 Rubel zurück gegeben wurden). Die kleine Gruppe bestand aus HUMBOLDT, dem Medziner und Biologen Christian Gottfried EHRENBERG und dem Mineralogen und Bergbaufachmann Gustav ROSE. Ziel war es, die bereits bekannten Bodenschätze Russlands besser zu nützen und neue zu entdecken. Die Expedition begann am 12. April und dauerte bis zum 15. Dezember 1829. Eine Bedingung der Reise war das „Übersehen“ der sozia-

len Verhältnisse, welches CANCRIN im persönlichen Gespräch mit HUMBOLDT ansprach. Dies war auch der Grund, warum der inzwischen 60jährige HUMBOLDT keine Reisebeschreibung verfasste, sondern diese Aufgabe Gustav ROSE übertrug. Nach Meinung von BECK (2009:24) wollte HUMBOLDT bereits sehr viel früher nach Asien reisen um Vergleiche mit den Hochländern Südamerikas anstellen zu können, wurde aber aktiv, insbesondere von England, daran gehindert. Jetzt erfüllte sich sein lange gehegter Wunsch über Russland nach Asien zu gelangen; neben den geowissenschaftlichen Forschungszielen interessierten ihn auch die unglaublich schlechten sozialen Verhältnisse in dem riesigen Land. Die Reisegruppe bekam jedwede Unterstützung durch die russischen Regierung – und stand damit aber auch unter Kontrolle.

Man reiste über das Baltikum nach St. Petersburg, wo HUMBOLDT gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkam, während ROSE neben den drei öffentlichen Mineraliensammlungen (Bergkorp³⁴, Akademie der Wissenschaften, Mineralogische Gesellschaft) auch private, wie die umfangreiche Sammlung mit seltenen Mineralien aus Sibirien von August A. KÄMMERER in St. Petersburg studierte (ROSE 1837:45, BECK 2009:48), um sich mit den Mineralien aus dem Ural vertraut zu machen und die Reise vorzubereiten. Am 1. Mai traf man den Zaren NIKOLAUS I. und legte mit CANCRIN eine Reiseroute fest, die sich ursprünglich auf den Ural beschränken sollte. Da es weiter im Osten keine Gasthäuser gab, wurde der Reisegruppe noch ein Koch mitgegeben, so dass man mit 3 Kutschen für Mannschaft und Ausrüstung (z. B. für HUMBOLDT's 18 Messgeräte) reisen musste. Über Moskau und Kasan reiste man in den Ural, wobei man teilweise Wolgaschiffe benützen konnte. Am 15. Juni erreichte man Jekaterinenburg – auf der Reise trafen die Teilnehmer immer wieder bekannte Persönlichkeiten und Personen, die sie aus Berlin, Paris oder sonst wo her bereits kannten. Die Gruppe besuchte Goldabbaustellen, Eisenwerke und Edelmetalllagerstätten. HUMBOLDT hatte bereits vorher durch Analogieschlüsse vermutet, dass es im Ural Diamanten geben könne und dies öffentlich in

St. Petersburg geäußert. Kurze Zeit nach dem ihrem Besuch in Bissersk wurden dort am 5. Juli 1829 die ersten Diamanten im europäischen Teil Russlands in einer Goldseife gefunden. In Bogoslowsk konnte von der Reisegruppe erstmals „Bodeneis“, also der Dauerfrostboden Sibiriens, in Augenschein genommen werden. Im Ural litt man unter den Mücken, sammelte aber trotzdem zahlreiche Gesteins- und Mineralproben, und bekam auch noch viele interessante Proben geschenkt, die in Kisten nach Berlin verschickt wurden. In Tobolsk änderte HUMBOLDT seine Reisepläne und trat mit Unterstützung des örtlichen Generalgouverneurs die Reise zum Altai und zur chinesischen Grenze an. Auf dem Rückweg trafen die drei Reisenden am 3. September 1829 in Miask ein. Am Ilmensee östlich von Miask suchte man nach den berühmten Mineralien und fand den späteren Cancrinit. Wer ihn gefunden hat und ob er aus einer der besichtigten Mineraliensammlungen in Miask stammte (aus denen man sich bedienen durfte) ist nicht überliefert. Die Expedition reiste dann an das Kaspische Meer und über Moskau und St. Petersburg zurück nach Berlin.

Die Reise wurde ein voller Erfolg, nicht nur wegen des Fundes von Dia-

manten. In nur 23 Wochen legte man etwa 15.600 km auf dem Land und 110 km auf dem Kaspischen Meer zurück. Dafür benötigte man 12.200 Pferde! Dies entspricht einer durchschnittlichen Tagesleistung von ca. 100 km, dies mit der Kutsche und bei den damaligen Straßenverhältnissen! Diese Reise trug wesentlich zur Erweiterung der HUMBOLDT'schen Ansichten bei, wie er selbst in der 3. Auflage seiner *Ansichten der Natur* beschrieb (HUMBOLDT 1849:xv). Die aufgesammelten Proben aus Mineralien, Pflanzen und Tieren befinden sich heute im riesigen Fundus des Museums für Naturkunde in Berlin (LUBRICH 2009).

Der Mineraloge Gustav Rose³⁵:

Im Anschluss an die Russland-Reise schrieb Gustav ROSE (Abb. 18) einen sehr umfangreichen und ausführlichen Bericht in Form eines Reisetagebuches, welches 1837 und 1842 in zwei Bänden erschien (ROSE 1837, 1842; Abb. 19). Nach der Rückkehr wurden die Funde mit den Methoden der Zeit untersucht und analysiert. Dabei fand ROSE ein nicht bisher bekanntes Mineral, das er zu Ehren vom Graf Georg CANCRIN Cancrinit nannte (ROSE 1839:377, 1842:55, 1852)³⁶. In der Veröffentlichung beschreibt er auch ein ihm

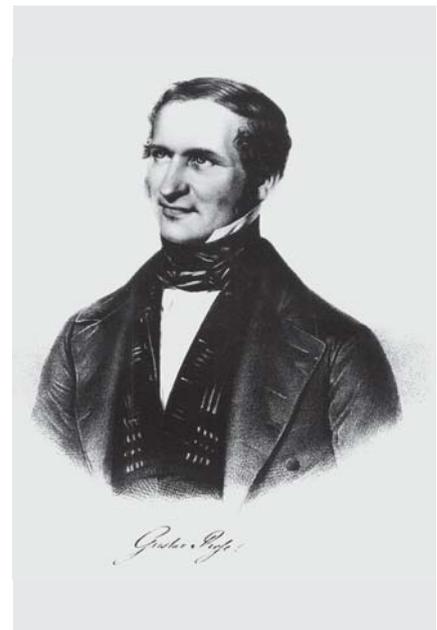


Abb. 18: Der Mineraloge Gustav ROSE (1798–1873), Porträt, ungefähr zur Zeit der russischen Reise (1829), Lithographie von ROHRBACH nach einer Zeichnung von Paul BÜRDE, Original in der Mineraliensammlung des Museums für Naturkunde, Berlin.

unbekanntes Gestein, aus dem Ilmengebirge bei Miask, wobei die wichtigsten Funde aus dem Schurf Nr. 114 am Hang des Berges Il'meny (Abb. 20) stammen (KOLESAR & TVRDÝ 2006: 324 ff). Für dieses Gestein, das einem Nephelin-Syenit ähnelt, schlägt ROSE den Namen Miascit vor, der heute noch für helle Varianten von Biotit-Nephelin-Monzosyeniten mit Oligoklas verwandt wird (LE MAITRE 2003:111). In dem Gestein findet er noch Zirkon, Apatit, Fluorit, Sodalith und das neue Mineral Cancrinit. Die originalen Stücke sind erhalten und liegen in der Sammlung des Museums für Naturkunde in Berlin (z. B. Abb. 21). In Salzsäure wird der Cancrinit unter Brausen gelöst und der Rest gelatiniert.

Aus der chemischen Analyse leitete ROSE eine relativ einfache chemische Formel ab, die einer Doppelverbindung von Silikat und Karbonat entspricht, was damals etwas völlig Neues war. In dem Gestein fanden sich nur derbe Cancrinit-Körner. Mit dieser Beschreibung wird das Mineral in die Literatur aufgenommen und findet sich heute nur in den umfangreichen Büchern zur Mineralogie bzw. zur Petrographie der Alkaligesteine und Karbonatite.

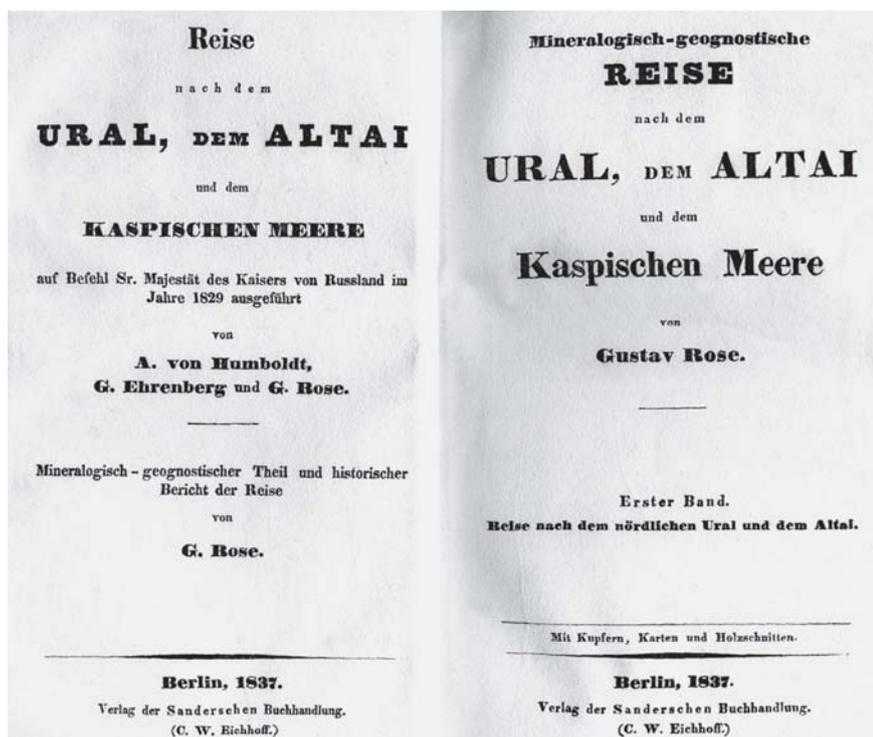


Abb. 19: Titelseiten des Buches von Gustav ROSE zur Reise nach Russland (ROSE 1837).



Abb. 20: Originalfundstelle des von G. Rose aufgefundenen Cancrinit, Pinge an der Straße vor dem Mineralogischen Museum im Il'men-Naturpark; Zustand mit Abfall 1995 (Foto: H.-J. BAUTSCH)

Neben dem Cancrinit wurde als direktes Ergebnis der Reise noch ein weiteres neues Mineral beschrieben, das Silbertellurid Hessit Ag_2Te . Durch die gewonnenen Kontakte mit russischen Mineraliensammlern wurden in der Folge weitere Proben von in Russland bisher unbekannter Mineralien nach Berlin gesandt und dort bestimmt; dabei konnten weitere Mineralien neu beschrieben werden: Chevkininit-(Ce)³⁷, Perowskit und Samarskit-(Y) (PEKOV 1998:290).

Ursprünglich wurde der Name Cancrinit allerdings für ein ganz anderes Mineral verwendet. Der Mineralienhändler Johannes MENGE³⁸ aus Steinau an der Straße reiste bereits im Mai 1824 bis 1826 auf eigene Rechnung in das Ilmengebirge im Ural. Er besuchte unter anderem die damals schon bekannten Goldlagerstätten und sammelte für die Wissenschaftler in Westeuropa Mineralien und Gesteinsproben. Er erstellt auch eine erste Karte der Region mit den Lagerstätten bzw.

Gewinnungsstellen. Aus seiner Aufsammlung wurden dann neue Mineralien charakterisiert und neu beschrieben, so der Ilmenit (1827), Aeschynit-(Ce) (1828) und Monazit-(Ce) (1829) (PEKOV 1998). Ein russischer Wissenschaftler nannte MENGE deshalb den „Kolumbus des Ilmengebirges“, da er den Blick der europäischen Geowissenschaftler auf den Teil des Urals lenkte (POPOV & POPOVA 2006:14 f).

In seiner Aufsammlung fand sich auch ein violett bis blau gefärbtes Mineral, welches den Nephelin im Miaskit des Ilmengebirges ersetzt; dieses nannte er Dichroit. 1828 wurden dann der von MENGE gesammelte Dichroit von A. A. KAEMMERER³⁹ aus St. Petersburg als Cancrinit beschrieben (POPOV & POPOVA 2006: 132). ROSE kannte aus der Berliner Sammlung Mineralien aus den Aufsammlungen von MENGE und erkannte 1839 dass der als Cancrinit bezeichnete Dichroit identisch mit Sodalith vom Vesuv und aus Grönland war. Sodalith war bereits

wesentlich früher (1811) erstmals beschrieben worden und dadurch hatte dessen Namen die Priorität gegenüber Cancrinit. Der Name Cancrinit war deshalb wieder verfügbar, so dass ROSE das neue Mineral als Cancrinit beschreiben konnte (KOLESAR & TVRDÝ 2006:325). ■

Dank:

Wir danken Herrn Prof. Dr. Hans-Gert BACHMANN, Hanau, für die Möglichkeit eine 3-Rubel-Münze fotografieren zu können. Frau Christina BECKER von der Fa. Fritz Rudolf Künker GmbH & Co. KG in Osnabrück danken wir für die Genehmigung die Platin-Rubel abbilden zu dürfen. Herrn Michael WANNER vom Historischen Forschungsverein der Deutschen aus Russland e.V. ermöglichte die Abdruckgenehmigung des Gemäldes von Georg CANCRIN. Dem C. Weise Verlag, München, stellte die Reproduktion der Kristallzeichnungen zur Verfügung. Herrn Dr. Andreas FÖRSTER trug das Bildnis von Georg CANCRIN bei. Prof. Dr. Dr. Herbert PÖLLMANN, Halle und Frau Dr. Dorothee KLEIN-SCHROT vom Mineralogischen Museum der Universität Würzburg, danken wir für Cancrinit-Proben. Prof. Dr. Martin OKRUSCH vom Institut für Geomaterialforschung der Universität Würzburg optimierte den Text.

Literatur:

- ANTHONY, J. W., BIDEAUX, R. A., BLATH, K. W., & NICHOLS, M. C. (1995): Silica, Silicates Vol. II Part 1 Handbook of Mineralogy. xiv + 446 p., ohne Abb., [Mineral Data Publishing] Tucson, Arizona, USA.
- BACHMANN, H.-G. & RENNER, H. (1984): Nineteenth Century Platinum Coins. An early industrial use of powder Metallurgy. Platinum Metals Review Vol. 28, No. 3, p. 126–131, 4 figs., 2 tab.
- BECK, H. (1959): Graf Georg von Cancrin und Alexander von Humboldt. S. 71–82, ohne Abb., in Alexander von Humboldt-Kommission der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin [Hrsg.] (1959): Alexander von Humboldt 14. 9.1769–6.5.1859 Gedenkschrift zur 100. Wiederkehr seines Todes. [Akademie-Verlag] Berlin.
- BECK, H. (2009): Alexander von Humboldts Reise durchs Baltikum nach Russland und Sibirien 1829. 6. Aufl., 256 S., 36 Abb., 3 Karten, [Edition Erdmann i. d. marixverlag GmbH] Wiesbaden.
- BERNARD, J. H. & HYRSL, J. (2004): Minerals and their Localities. 807 p., 1.000 photos, [Granit s.r.o.] Praha.

- CANCRINUS, F. L. (1767): Beschreibung der vorzüglichsten Bergwerke in Hessen, in dem Waldekkischen, an dem Haarz, in dem Mansfeldischen, in Churachsen und in dem Saalfeldschen. 430 S., mit 11 ausklappbaren Kupfertafeln, [Andräischen Buchhandlung] Frankfurt an dem Main. (Nachdruck von 1981 mit einem Nachwort von Gerhard SEIB; Horst Hamecher Verlag, Kassel).
- DEER, W. A., HOWIE, R. A. & ZUSSMAN, J. (1971): Framework Silicates. Rock-forming Minerals Vol. 4, 435 p., 53 tab., 118 figs., [Longman Group Ltd.] London.
- FREYMANN, K. (1991): Der Metallergbergbau im Spessart. Ein Beitrag zur Montangeschichte des Spessarts. Veröffentlichung des Geschichts- und Kunstvereins Aschaffenburg 33, 413 S., 203 Abb., 51 Tab., Aschaffenburg.
- HERAEUS, O. & KÜCH, F. (1951): Hundert Jahre Heraeus. Der Ursprung der deutschen Platinindustrie und die Entwicklung der Platinschmelze W. C. Heraeus G.m.b.H. Hanau 1851–1951. Firmenschrift, 68 S., einige Abb. und Tafelteil, [Darmstädter Echo] Darmstadt.
- HINTZE, C. (1897): Handbuch der Mineralogie. II. Bd., Silicate und Titanate, 1841 S., mit 632 Abb. im Text, [Verlag von Veit und Comp.] Leipzig.
- HENTSCHEL, G. (1984): Die Mineralien der Eifelvulkane. Lapis Monographie, 152 S., 232 Abb., 134 teils farb. Fotos, [Cristian Weise Verlag] München.
- HOUBEN, H. (1931): Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen der Platinschmelze G. Siebert G.m.b.H. Hanau. 338 S., einige Abb., Tab., Diagramme und Zeichnungen, [Verlag der G. M. Alberti's Hofbuchhandlung] Hanau.
- HUMBOLDT, A. V. (1849): Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen Band 1 und 2.–3. Aufl., 362, 407 S., ohne Abb., [J. G. Cotta'scher Verlag] Stuttgart.
- KEYSERLING, A. GRAF [Hrsg.] (1865a): Aus den Reisetagebüchern des Grafen Georg Kankrin, ehemaliger kaiserlich russischer Finanzministers, aus den Jahren 1840–1845. Theil 1 – 415 S., [Eduard Leibrock] Braunschweig.
- KEYSERLING, A. GRAF [Hrsg.] (1865b): Aus den Reisetagebüchern des Grafen Georg Kankrin, ehemaligen kaiserlich russischen Finanzministers, aus den Jahren 1840–1845. Theil 2 – 264 S., mit einer Lebensskizze Kankrin's nebst zwei Beilagen, [Eduard Leibrock] Braunschweig.
- KOLESAR, P. & TVRDÝ, J. (2006): Zarenschätze. Mineralien & Fundstellen in Russland, Armenien, Aserbaidschan, Georgien, Kasachstan, Kirgistan, Tadschikistan, Turkmenistan, Usbekistan, Weißrussland und der Ukraine. 720 S., über 1.000 meist farb. Abb., [Bode Verlag] Haltern.
- LE MAITRE, R. W. [ed.] (2003): Igneous Rocks – A Classification and Glossary of Terms Recommendations of the International Union of Geological Sciences Subcommittee on the Systematics of Igneous Rocks. 2nd ed., 236 p., some figs., [Cambridge University Press] Cambridge.
- LUBRICH, O. [Hrsg.] (2009): Alexander von Humboldt. Zentral-Asien. Untersuchungen zu den Gebirgsketten und zur vergleichenden Klimatologie. 922 S., einige Abb. im Text, 47 Tafelseiten mit farb. Abb., 2 mehrfach gefaltete Karten, [S. Fischer Verlag] Frankfurt.
- OKRUSCH, M. & MATTHES, S. (2005): Mineralogie. Eine Einführung in die spezielle Mineralogie, Petrologie und Lagerstättenkunde. 7. Aufl., 526 S., 328 Abb. davon 33 farbig, [Springer Verlag] Berlin, Heidelberg.
- OKRUSCH, M. & MATTHES, S. (2009): Mineralogie. Eine Einführung in die spezielle Mineralogie, Petrologie und Lagerstättenkunde. 8. Aufl., 658 S., 438 Abb. davon 133 farbig, [Springer Verlag] Berlin, Heidelberg.
- O'DONOGHUE, M. (2006): Gems. Their Sources, Description and Identification. 6th ed., 873 p., many figs., 60 colorplates, [Butterworth-Heinemann/Elsevier Ltd.] Oxford.
- PEKOV, I. V. (1998): Minerals first discovered on the Territory of the former Soviet Union. 369 p., 184 colour-pictures, 68 SEM-pictures, 24 maps, crystal-drawings, [Ocean Pictures] Moscow.
- POPOV, V. A. & POPOVA, V. I. (2006): Ilmeny Mountains: Mineralogy of Pegmatites. Mineralogical Almanac Volume 9, 151 p., 156 colour pictures, 27 historical pictures, 34 schemes, 69 mineral drawings, maps, tab., [Mineralogical Almanac Association Ecost] Moscow.
- ROSE, G. (1837): Mineralogisch-geognostische Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meere. Erster Band. Reise nach dem nördlichen Ural und dem Altai. 641 S., 3 gefaltete Karten, 7 Tafeln, [Verlag der Sanderschen Buchhandlung] Berlin.
- ROSE, G. (1842): Mineralogisch-geognostische Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meere. Zweiter Band. Mineralogisch-geognostischer Theil und historischer Bericht. 606 S., 2 gefaltete Karten, 3 Tafeln, [Verlag der Sanderschen Buchhandlung] Berlin.
- ROSE, G. (1839): VIII. Ueber die mineralogische und geognostische Beschaffenheit des Ilmengebirges. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie XXXVII, Seite 374–384, ohne Abb., [Verlag von Johann Ambrosius Barth] Leipzig.
- ROSE, G. (1852): Das Krystallo-Chemische Mineralsystem. 156 S., mit 10 Holzschnitten, [Verlag von Wilhelm Engelmann] Leipzig.
- SCHENKENBERG, F. C. A. (1842): Die lebenden Mineralogen. Adressen-Sammlung aller in Europa und den übrigen Welttheilen bekannten Oryktognosten, Geognosten, Geologen und mineralogischen Chemiker mit Angabe ihrer interessanteren Werke, Abhandlungen und Aufsätze; nebst einem Anhang, Aufzählung und kurze Notizen über alle kaiserlichen, königlichen Museen und Privat-Sammlungen, Verzeichniss aller Societäten, aller Journale und Zeitschriften in Bezug auf Mineralogie. 167 S., [E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung] Stuttgart.
- SCHNEIDER, W. V. & RUSSOW, F. [Hrsg.] (1862): Im Ural und Altai. Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Graf Georg von Cancrin aus den Jahren 1827–1832. xv + 170 S., [F. A. Brockhaus] Leipzig.
- SCHRANK, R. (2001): Heraeus – Ein Familienunternehmen schreibt Industriegeschichte. Von der Einhornapotheke zum Weltkonzern. 248 S., zahlreiche Abb., Diagramme, [Piper Verlag] München.
- SCHRÖCKE, H. & WEINER, K. L. (1981): Mineralogie. Ein Lehrbuch auf systematischer Grundlage. 952 S., zahlreiche Abb. als Skizzen, Diagramme und Zeichnungen, [Walter de Gruyter] Berlin.
- SIEBERT, K. (1919): Hanauer Biographien aus drei Jahrhunderten. 228 S., 93 Abb., Herausgegeben zu seinem 75 jährigen Bestehens vom Hanauer Geschichtsverein, [Verlag des Hanauer Geschichtsvereins] Hanau.
- SØRENSEN, H. [ed.] (1974): The Alkaline Rocks. 622 p., tab., figs., maps, [John Wiley & Sons] London.
- WELLENKAMP, D. (1971): Der deutsche Bürokrat von Petersburg. Georg Cancrin rettete Rußlands Staatsfinanzen. Damals. Zeitschrift für geschichtliches Wissen 3. Jahrgang, Heft 6/Juni 1971, S. 547–561, 7 Abb., [Damals-Verlag, Mittelhessische Druck- und Verlagsgesellschaft mbH] Gießen.

¹ Adressen der Autoren: Joachim LORENZ, Graslitzer Str. 5, 63791 Karlstein a. Main, Dr. Ralf T. SCHMITT, Museum für Naturkunde, Leibniz-Institut für Evolutions- und Biodiversitätsforschung an der Humboldt Universität zu Berlin, Invalidenstr. 43, 10115 Berlin

² Es wird auch die Schreibweise Cankrin verwendet.

³ CNMNC: Commission on New Minerals, Nomenclature and Classification.

⁴ Das sind die Daten (2 Θ Winkel-Lage und Intensität), die man bei einer Röntgen-Feinstrukturanalyse erhält.

⁵ Ein mit dem Cancrinit verwandtes Mineral welches mehr Silizium und Natrium enthält wurde 1964 im Bereich des Lovozero Alkali-Massivs gefunden und dann 1991 als Cancrisilit beschrieben (PEKOV 1998:55 f).

⁶ Im Deutschen auch als Wischnewit geschrieben

⁷ Damit ist der Aufbau auf atomarer Ebene beschrieben, also welche Atome, Ionen oder Elementgruppen an welcher Stelle im Kristallgitter positioniert sind und die Elementarzelle bilden. Diesen Aufbau leiten Kristallographen insbesondere aus den Röntgen-Beugungsdaten ab.

⁸ Alkaligesteine sind (magmatische) Gesteine mit sehr hohen Gehalten von Natrium-, Kalium- und Calciumoxid bei meist niedrigen Gehalten an SiO₂.

⁹ Nephelin-Syenit ist ein magmatisches Gestein aus Alkalifeldspat, Plagioklas, Nephelin und in geringen Anteilen Biotit, Alkali-Amphibol und Alkali-Pyroxen.

¹⁰ Alteration ist eine Umwandlung von Gesteinen oder Mineralen, z. B. durch wässrige Lösungen.

¹¹ Pseudomorphose ist der Fachbegriff für eine Umwandlung eines Minerals in ein anderes unter Beibehaltung der ursprünglichen Kristallform.

¹² Zeolithe ist der Name für eine große Mineralgruppe von wasserhaltigen Alkali- und Erdalkali-Silikaten. Diese bestehen meist aus einer Käfigstruktur, in deren Inneres kleine Ionen und Wassermoleküle leicht eingebaut oder ausgetrieben werden können (Ionenaustauscher). Man verwendet sie daher in Waschmitteln, Spülmaschinen usw. zum Enthärten des Wassers.

¹³ Pegmatite sind sehr grobkörnige Gesteine, die meist gangförmig in metamorphen und magmatischen Gesteinen vorkommen.

¹⁴ Nephelin ((Na,K)[AlSi₃O₈]) ist ein häufiger Feldspatoid (Feldspatvertreter), der aus Alkali-reichen Schmelzen bei niedrigerem SiO₂-Gehalten entsteht.

¹⁵ Es gibt zahlreiche weitere, meist kleine Vorkommen. Bemerkenswert ist, dass in der allgemeinen Literatur keine Cancrinite aus den Flächenländern wie China oder Australien beschrieben wurden.

¹⁶ Miascit bzw. Miaskit ist eine helle Variante eines Biotit-Nephelin-Monzosyenit, welche von ROSE 1839 nach dem Erstfundort bei Miask im Ural benannt worden ist.

¹⁷ Melteigte sind dunkle Gesteine der Ijolith-Serien mit 10–30 % Nephelin.

¹⁸ Urtite sind feldspatfreie, magmatische Gesteine mit mehr als 70 % Nephelin und Aegirin-Augit.

- ¹⁹ Aus diesem Massiv wurden bis heute ca. 370 verschiedene Mineralien beschrieben, davon haben 80 Mineralien hier ihren Erstfundort!
- ²⁰ „Spreustein“ ist ein alter Name für ein Mineralgemenge aus Natrolith ± Gonnardit ± Glimmerminerale ± Analcim und ± Tonminerale.
- ²¹ Jiolithe sind Pyroxen-haltige Gesteine mit 30–70 % Nephelin.
- ²² Juvit ist ein nicht mehr gebräuchlicher Name für einen K-haltigen Nephelin-Syenit.
- ²³ Xenolithe sind Fremdgesteinseinschlüsse in magmatischen Gesteinen, wie z. B. die grünen, körnigen Peridotite in den Basalten, die oft einfach als „Olivin-Bomben“ bezeichnet werden.
- ²⁴ Phonolithe sind vulkanische Gesteine mit basaltartigen Eigenschaften; sie gibt es beispielsweise im Spessart in einem Seitental der Rückersbacher Schlucht bei Kleinostheim.
- ²⁵ Für diesen Beitrag suchte ich auf der Mineralien-Börse in St.-Marie-aux-Mines (das ist mit ca. 900 Ausstellern die zweitgrößte Veranstaltung dieser Art in Europa) in den französischen Vogesen am 27.06.2009 nach Belegstücken von weniger bekannten Fundorten oder in anderen Farben und einen schönen Kristall. Hier wurde nicht ein Stück Cancrinit angeboten! Genauso war es auf der Mineralienbörse von Dreieich am 03.10.2009. Auf den Münchner Mineralientagen vom 30.10.–1.11.2009 wurden kleine Belegstücke angeboten, sind aber unter den ca. 1.000 Ausstellern schwer zu finden.
- ²⁶ Die Familie hieß früher einfach KREBS und latinisierte den Namen ins Stil der Zeit.
- ²⁷ Heute würde man dazu Finanzamt sagen.
- ²⁸ Mit der Beschreibung der vorzüglichsten Bergwerke gab er 1767 ein montanhistorisch bedeutendes Werk heraus (CANCRINUS 1767). Die knappe und präzise Schilderung mit den technischen Einrichtungen auf den Tafeln geben einen sehr guten Einblick in die gebräuchlichen Bergwerkstechniken des 18. Jahrhunderts. Das umfangreichste und größte Werk von F. L. v. CANCRIN war die zwölfbändige Salzwerkkunde, die in den Jahren 1773 bis 1791 in zusammen 23 Teilen (Büchern) herausgekommen ist:
Erste Gründe der Berg und Salzwerkkunde.
 1. Teil Mineralogie, mit Register 1773,
 2. Teil Proberkunst, mit Register und 8 Kupfertafeln 1773,
 3. Teil oberirdische Erdbeschreibung, mit Register und 3 Kupfertafeln 1773,
 4. Teil unterirdische Erdbeschreibung, mit 8 Kupfertafeln 1773,
 5. Teil Grubenbaukunst, mit Register und 57 Kupfertafeln 1774,
 6. Teil 1. Abteilung eigentliche Markscheidkunst mit 32 Kupfertafeln 1775,
 6. Teil 2. Abt. mit 33 Kupfertafeln 1776,
 7. Teil 1. Abt. Bergmaschinenkunst, mit 20 Kupfertafeln 1777,
 7. Teil 2. Abt. mit 65 Kupfertafeln 1778,
 7. Teil 3. neu verschiedene und neu eingerichtete Bergmaschinen Abt. 25 Kupfertafeln 1780,
 8. Teil Scheide- oder Aufbereitungskunst der Mineralien, mit Register und 21 Kupfertafeln 1782,
 9. Teil 1. Abteilung Gründliche Anleitung zur Schmelzkunst und Metallurgie, mit 80 Kupfertafeln 1784,
 9. Teil 2. Abteilung. Ausschmelzen, Ausschneiden und Zubereiten der Halbmetalle, mit 62 Kupfertafeln 1786,
 9. Teil 3. Abteilung. Zubereitungs des Schwefels, Hüttenwerke und Bergfabrikkunst, mit 72 Kupfertafeln 1788,
 10. Teil 1. Abteilung Salzproberkunst, Salzgebirge und Brunnenbaukunst, mit Register und 20 Kupfertafeln 1788,
 10. Teil 2. Abteilung Gradierkunst mit Register und 20 Kupfertafeln 1789,
 10. Teil 3. Abteilung Siedekunst und die Anlage neuer Salzwerte, Register und 12 Kupfertafeln 1789,

11. Teil 1. Abteilung deutsche Bergstaatsrecht, 1790,
 11. Teil 2. Abteilung deutsche Bergprivatrecht, 1790,
 11. Teil 3. Abteilung deutsche peinliche Bergrecht, 1790,
 11. Teil 4. Abteilung praktische deutsche Bergrecht, 1791,
 11. Teil 5. Abteilung deutsche Salzrecht mit Register, 1791
 12. Teil Bergkammeral- und Bergpolizeiwissenschaft mit 12 Polizeitabellen 1791.
 Die Teile wurden sehr verschieden gebunden, so dass in einem Buch unterschiedliche Teile zusammen gebunden sein können. Die vollständige Buchreihe ist als selten zu bezeichnen. Auf Betreiben von Kaiserin Katharina II. wurde das gesamte Werk ins Russische übersetzt und in St. Petersburg neu herausgegeben (SEIB in CANCRIN 1767:433).
- ²⁹ Heute würde man das Angebot als „Green-card“ bezeichnen. Damals wurden sehr viele fähige Menschen nach Russland berufen bzw. abgeworben. Man versuchte damit, an die westeuropäischen Entwicklungen anknüpfen zu können.
- ³⁰ Die Lage der Gräber konnte nicht ermittelt werden. Ein wahrscheinlicher Platz wäre der Lutherische Friedhof nördlich des Smolensker Friedhofes am Malyi Prospekt.
- ³¹ Nicht alle Nuggets wurden eingeschmolzen. Im sogenannten Diamantenfund in Moskau im Kreml kann man einen ca. 10x10 m großen Raum betreten, der je 4 beiderseits angeordnete Schaufenster an den Seiten und eine quadratische Vitrine von ca. 3x3 m in der Mitte beinhaltet. Hier sind neben einigen kg Diamanten und einigen 100 kg Gold (darunter auch ein Goldnugget von 36 kg, welches ROSE Anfang Mai 1829 im Bergcorp in St. Petersburg sah (ROSE 1837:40f)) auch ca. 15 Platin-nuggets ausgestellt, deren Gewicht ich auf ca. 1 bis 10 kg schätze, dazu noch prägefrische Platinrubel aus dem 19. Jahrhundert. Es gibt überhaupt keine Beschriftungen – man muss also wissen was man sieht.
 Weitere große Platin-nuggets aus den Funden im Ural finden sich z. B. im Museum für Naturkunde in Berlin (1,44 und 0,86 kg schwer) und im Naturhistorischen Museum in Wien (6,2 kg schwer).
- ³² Unter den Mitarbeitern der Fa. Heraeus in Hauau wird erzählt, dass sich „das größte, je gefundene russische Platin-nugget als Geschenk des Zaren“ im Besitz der Fa. Heraeus befinden würde. Nachforschungen ergaben, dass die Fa. Heraeus zumindest ein Platin-nugget besitzt, von dem auch ein Foto ohne Maßstab bekannt ist (freundliche Mitteilung von Herrn Dr. Jörg WETTERAU vom 14.10.2009; SCHRANK 2001:29). Nach dem Rundungsgrad und der narbigen Oberfläche ist es vielleicht 250 g schwer. Damit ist es sicher nicht zu den großen Funde zu rechnen.
- ³³ Dazu muss der Ersteigerer noch 15 % Aufgeld und 7 % Mehrwertsteuer auf die Summe bezahlen, so dass tatsächlich dann 28.300 bzw. 40.600 € zu bezahlen waren.
- ³⁴ Das 1773 gegründete Berg-Institut (Gorny-Institut) ist eine universitäre Lehranstalt – und kein öffentliches Museum (und aus diesem Grund nicht einfach zu besichtigen). Es ist in einem großen Gebäude mit einer Säulenhalle an der Naberezhnaya Leytenanta Schmidta und damit am Fluss der Großen Newa untergebracht. Neben einer geologischen und einer Sammlung von technischen Modellen gibt es eine bedeutende mineralogische Sammlung. Sie umfasst 7 unterschiedlich große Räume im 1. Obergeschoss, die den Charme des frühen 19. Jahrhunderts besitzen. Die in Pult- und Wandvitrinen ausgestellten Exponate geben

einen grandiosen Überblick über die russischen Mineralien und die weltweiten Mineralvorkommen des 18. und 19. Jahrhunderts, wobei der Schwerpunkt im Ural zu liegen scheint. Neben einer systematischen Sammlung gibt es thematische Vitrinen wie Kristallformen, Farben, Schmucksteine – roh und bearbeitet, künstliche Phasen, Lagerstätten, Gegenstände von bedeutenden Mineralogen und zahlreiche Geschenke von und an die Zaren Russlands. An den Wänden werden größere Stücke gezeigt. Dazwischen stehen auf Konsolen Großexponate wie eine ca. 1,5 m große, bärenförmige Platte aus ged. Kupfer, Meteorite, Kunstgegenstände aus farbigen Gesteinen oder Mineralien, metergroße Quarzkristalle und ein 1,5 t schweres Stück Malachit. Die sehr umfangreiche Sammlung ist nahezu ausschließlich kyrillisch beschriftet, unterbrochen von nur wenigen chemischen Formeln. Die Mineralnamen kann man durch das Erkennen der Exponate mit ein wenig Übung leicht kombinieren, da viele Mineralnamen gleich lautend mit den deutschen Namen sind. Bei den Fundstellen sind Kenntnisse der russischen Schrift unerlässlich. Der Besuch der Sammlung ist in der Regel nur nach Voranmeldung und in Gruppen mit Führung möglich. Zu den Sammlungen gibt es ein großformatiges, aktuelles Buch (russisch/englisch von 2003, 128 S.), in dem zahlreiche Ausstellungsstücke in bestem Druck farbig abgebildet sind.

³⁵ Gustav ROSE: am 18. März 1798 geboren in Berlin, 1816–1820 Bergeleve in Königshütte bei Tranowitz, 1820 Promotion in Berlin mit einer Arbeit über die Kristallographie des Titans, 1823 Habilitation in Berlin, 1826 Professor für Mineralogie an der Friedrich-Wilhelms-Universität, 1829 Russlandreise zusammen mit A. V. HUMBOLDT und C. G. EHRENBURG, 1834 Mitglied der Preussischen Akademie der Wissenschaften, 1850 Italienreise mit Eilhard MITSCHERLICH, 1856–1873 Direktor des Mineralogischen Instituts und des Mineralogischen Museums an der Friedrich-Wilhelms-Universität, 1860 Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina, 1871 Mitglied der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste, am 15. Juli 1873 gestorben in Berlin.

³⁶ Also nicht nach dem Vater Franz Ludwig VON CANCRIN aus Bieber, wie oft beschrieben!

³⁷ Auch als Tschewkinit geschrieben.

³⁸ Der berühmte Hanauer Mineraloge Carl C. VON LEONHARD hatte in seiner Mineralienhandlung einen Mitarbeiter, Johannes (N.) MENGE (*24.01.1788 in Steinau an der Straße). Er wurde 1806 Assistent von LEONHARD in seinem Hanauer „Mineralien Tausch und Handlungs-Comptoir“. Um 1810 übernimmt er die Leitung (ohne ein formales Studium absolviert zu haben), 1816 kauft er das „Naturalien-Bureau“ in Ratenzahlungen, wird 1819 auch Mitglied in der Wetterauischen Gesellschaft für die Gesamte Naturkunde zu Hanau, ab 1820 lebt er in Lübeck, reist 1824–26 nach Russland, beschreibt diese Reise in Schriften, z.T. in russisch (1826, 1827, 1830, 1842 erschienen) und wandert 1837 nach Australien aus († im Oktober 1882 in Forest Creek, Südaustralien). Auf Seite 14 ist bei POPOV & POPOVA (2006) das einzige bekannte Bildnis von MENGE abgedruckt.

³⁹ A. A. KAEMMERER (1789–1858) (nicht A. B. Kommerer wie bei POPOV & POPOVA 2006: 132) war Collegienassessor, Oberbergmeister und Ober-Bergapotheker im Bergingenieur-Corps in St. Petersburg und ein guter Mineralienkenner (SCHENKENBERG 1842:53). Er gründete die erste Apotheke in St. Petersburg. Ihm zu Ehren wurde die rote Varietät von Klinochlor Kämmereit genannt.

Das „Läuthäuschen“ und andere Mittelpunkte in Hailer

Walter Engel

Die Pforte am Läuthäuschen – ist sie der Mittelpunkt von Hailer? Ursprünglich, lag sie außerhalb, am südwestlichen Eingang zum Dorf, also keineswegs zentral. An ihr führte die alte, schon im 16. Jahrhundert dokumentierte Handelsstraße von Gelnhausen nach Frankfurt vorbei.

Wann aber hat die Pforte ihre besondere Bedeutung für die Hailerer erlangt? Ein kurzer Blick in die Ortsgeschichte zeigt, dass gegen Ende des 18. Jahrhunderts mit der Anlegung einer Weede, einem kleinen Teich, ein Platz mit einer magischen Anziehungskraft geschaffen wurde. Als Wasserreservoir für den Feuerschutz, amtlich durch die „Hoch-Gräfflich Ysenburg-Büdingische Feuer-Ordnung“ aus dem Jahr 1745 verordnet, fand die Einrichtung u.a. auch als Viehtränke Verwendung. Da in Hailer nur Wasser aus tiefen Brunnen zur Verfügung stand, musste man das kostbare Nass mittels einer eigens dafür geschaffenen hölzernen Rohrleitung aus Quellen, die oberhalb des heutigen Sportplatzes sprudelten, heranführen. Gegenüber der Weede, nach Osten hin, schloss die 1743 gebaute Totenhofkapelle mit dem schon älteren Friedhof an. Pforte, Weede, Kapelle und Friedhof, nahe beieinander gelegen, waren eine beliebte Begegnungsstätte.

Das änderte sich auch nicht, als Mitte des 19. Jahrhunderts durch die Verlegung des Friedhofes die Kapelle ihre Eigenschaft als Aussegnungshalle verlor und sie allmählich für andere Zwecke freigegeben wurde. Feuerwehr, Kelterhaus, Nachtwächter, Arrestzelle und etliches mehr hatten dort zeitweise ihr Domizil. Darüber hinaus avancierte die Kapelle zum Hailerer Wahrzeichen, dem „Läuthäuschen“.



Das „Läuthäuschen“ (eig. Totenhofkapelle) im Jahre 1895, aus: L. Bickell, „Die Bau- und Kunstdenkmäler im Regierungsbezirk Cassel“, Bd. 1, Kreis Gelnhausen, Marburg 1901, Tafel 238.



Blick auf das Lauthhäuschen mit noch ländlich geprägter Pforte, um 1925. Bild aus Bildband „Meerholz-Hailer“, 1991.



Dieser Ausschnitt aus der historischen Landeskarte des Frankfurters Elias Hoffmann von 1585 zeigt Hailer als kompaktes Dorf (Haufendorf) in einer bildlichen Darstellung. Quelle: StA Marburg P II 14.932 „Grenze zwischen Hanau u. Ysenburg bei Altenhaßlau und Hailer“.

Das Ende der Weede dürfte um das Jahr 1865 anzusiedeln sein. Der sogenannte „Lache-Brandweiher“, am nördlichen Rand von Hailer gelegen, übernahm ihre Funktion. Durch den Wegfall der Weede vergrößerte sich das Areal an der Pforte, das nunmehr bei dörflichen Festlichkeiten bestmöglichst genutzt werden konnte. Karussell, Schießbuden, Süßigkeiten- und Würstchenstände, auch „fliegende Händler“ fanden einen angemessenen Platz. Natürlich musste der Bereich auch während des Nationalsozialismus ab 1935 als Treffpunkt für SA, HJ, Jungvolk, BDM und ähnliche Verbände herhalten. Mit dem Hissen der weißen Fahne am Lauthhäuschen beim Einrücken der Amerikaner im Frühjahr 1945 endete die Zeit des großen Marschierens.

Zur Geschichte der Pforte zählt desweiteren eine spektakuläre Begebenheit aus dem Jahr 1906. Fein herausgeputzt und zur „Ehrenpforte“ erhoben, präsentierte sie sich Kaiser Wilhelm II. anlässlich seines Hochzeitsbesuches im Meerholzer Schloss. Langsam fuhr das aus Gelnhausen kommende Automobil an den zahlreich versammelten

Hailerer Untertanen vorbei, die ihrem Monarchen begeistert huldigten. Das kaum fünf Minuten andauernde Vergnügen belastete den Gemeindegeldsäckel immerhin mit stolzen 469,12 Mark; damals viel Geld.

Der im Zuge moderner Straßenbaumaßnahmen nach dem Zweiten Weltkrieg wieder kleiner gewordene Pfortenplatz konnte nun nicht mehr genügend Raum für Festlichkeiten bieten. Hin und wieder fanden und finden zwar Veranstaltungen statt, auch der alljährlich aufgestellte Weihnachtsbaum erinnert zaghafte an den mittlerweile tatsächlichen Mittelpunkt des Ortes, aber das gewisse „Flair“ fehlt. Es war deshalb nur eine Frage der Zeit, bis sich engagierte heimatverbundene Bürger für eine Umgestaltung des Bereiches an der Pforte einsetzten. Der 1994 gegründete „Arbeitskreis Ortsentwicklung Hailer“ befasste sich ausgiebig mit der Schaffung eines angemessenen „Dorfplatzes“. An Vorschlägen und Entwürfen mangelte es nicht. Eine Umsetzung scheiterte jedoch bisher an finanziellen Möglichkeiten. Als Trostpflaster entstand angrenzend an das Lauthhäuschen ein kleiner, bescheidener Garten, das „Totenhöfchen“. Die in ihn gestellten Erwartungen als „Stelldichein“ konnte er schon wegen seiner etwas versteckten Lage nicht erfüllen. Das war 1864 anders. Obwohl seinerzeit noch Friedhof, trafen sich hier, sehr zum Missfallen der kirchlichen Obrigkeit, oft Erwachsene zum Austausch von Neuigkeiten, Kinder zum Spielen, und auch das liebe Federvieh der benachbarten Bewohner tummelte sich auf dem Gräberfeld. Es ist sehr anzuzweifeln, ob man die leidige Misere ganz abstellen konnte. Nun, nach fast zwanzigjährigen Bemühungen, zeichnete sich eine akzeptable Lösung des Problems „Pforte“ ab. Im Sommer 2009 begannen die Umgestaltungsarbeiten, die nach dreimonatiger Dauer fristgerecht endeten, und die, vor allem wegen umfangreicher Tiefbauarbeiten, mit 290.000 Euro zu Buche schlugen. Die Einweihung nahmen dann Bürgermeister Thorsten Stolz und die Hailerer Ortsvorsteherin Claudia Dorn am Mittwoch, den 16. September, in Anwesenheit zahlreicher Gäste vor. Musikalisch begleitet wurde die abendliche Feier von der Volkskapelle Hailer. Hailer hat jetzt endlich seinen echten Mittelpunkt – sowohl geographisch, als auch kulturell.

Was war aber in den Jahrhunderten zuvor? Hailer, eine kompakte Ansiedlung, auch als Haufendorf bezeichnet, verfügte über keine größeren Freiflächen. Ein Zentrum, wie in den Städten die Marktplätze, sucht man auf alten Dorfkarten vergeblich. Da auch die geschichtlichen Quellen darüber schweigen, ist der Versuch einer eigenen Deutung sicherlich legitim. Im Allgemeinen könnten im Spätmittelalter und in der beginnenden Neuzeit hauptsächlich die Dorfbrunnen ständige Stätten der Begegnungen gewesen sein. Ebenso waren Friedhof, kirchliche- und weltliche Einrichtungen, sowie auch die einzig erlaubte Gaststätte und Herberge, die „Erbleihwirtschaft“, wichtig für Zusammenkünfte und Gesprächsaustausch. Eine romantisch verklärte Rolle dürfte vor allem der ziemlich zentral gelegene „Lenneborn“, ein Brunnen an einer alten Dorflinde, gespielt haben. Vermutlich war die kleine Anlage eher vorhanden, als das im 18. Jahrhundert hinzu gebaute Rathaus- und Backhausensemble. Alten Hailerer Bürgern war der Lindenborn durchaus noch ein Begriff. Durch die Renovierung des Platzes und Anpflanzung einer jungen Linde wurde schon vor etlichen Jahren dieser historische Mittelpunkt in Erinnerung gebracht.

Nach den gewonnenen Erkenntnissen ist dem Dorf Hailer, jetzt Stadtteil von Gelnhausen, das Prädikat „Mittelpunkt“ eigentlich doppelt zuzuschreiben, einmal aus aktueller Sicht in Bezug auf die „Pforte“, zum anderen im Hinblick auf die Historie „Lindenborn“.

Zu guter Letzt bleibt noch anzumerken, dass womöglich mancher Hailerer „seinen“ Mittelpunkt abweichend sieht. Für Treffen und Geselligkeit bieten sich natürlich Gaststätten, Kaffees, Imbissstuben, Vereinsheime und Sporteinrichtungen an, um nur einige zu nennen; nicht zu vergessen die Zentren Ortsverwaltung mit Feuerwehr und die Jahnhalle. Auch der Eingang zum alten Dorf, von Gelnhausen her, hat seine wechselvolle Geschichte. Für die alten Hailerer war der heute gebaute kleine Platz seit Menschengedenken schlicht und einfach das „Säuplätzi“, Sammelpunkt für die Schweine, die von dort zur Weide getrieben wurden. ■



Meerholzer Brunnen mit Sitzecke von 1994.

Der Ortskern von Meerholz

Bodo Henkens

Mitten im Ort heißt eigentlich: hier ist die Seele des Dorfes oder der Stadt; hier ist das Rathaus und die Kirche, hier ist der Mittelpunkt, hier ist das Herz des Ortes. Auch an der Baustruktur ist einiges zu erkennen. Die ältesten Bauwerke stehen hier und geben Auskunft über Geschichte und Entwicklung des Ortes.

Auch der Gelnhäuser Stadtteil Meerholz hat einen Mittelpunkt. 1990 wurden vom Geschichtsverein Meerholz/Hailer Vorschläge für Sanierungsarbeiten des Ortskerns Meerholz an die Stadt Gelnhausen gegeben. Baulich sah alles sehr marode aus. Angefangen hatte

alles mit dem „Arbeitskreis Denkmalschutz“ und daraus entwickelte sich dann der „Arbeitskreis Ortsentwicklung Meerholz“, der in das Förderprogramm „Einfache Stadterneuerung“ mündete.

Bereits im Juli 1984 war vom Stadtplanungsamt Gelnhausen eine Broschüre mit folgendem Inhalt herausgegeben worden: „Altstadtsatzung der Barbarossastadt Gelnhausen sowie der Stadtteile Hailer und Meerholz“. In Teil 1 ist die gesetzliche Grundlage dargestellt, in Teil 2 finden sich Begründung und Zielsetzung. Teil 3 befasst sich mit der äußeren Gestaltung und den bau-

lichen Anlagen. In Skizzen und Fotos wird dieses erläutert. Der Teil 4 (Anhänge) ist die „Kartographische Darstellung“ des Geltungsbereichs in Meerholz und legt die Richtlinien für eine Bezeichnung privater Maßnahmen fest. Und so begann die Sanierung des Ortskerns von Meerholz.

Ca. 1990 fingen die Arbeiten mit der Verlegung des alten Brunnens an seinen angestammten Platz an. Zuvor musste jedoch das Häuschen der Milchsammelstelle abgebrochen werden. Auch über den Wert dieser Sammelstelle wurde diskutiert, da über Jahre die Landwirte hier ihre Milch abliefern.



Meerholzer Brunnen mit Viehtränke von 1930.

Das Hauptsanierungsgebiet erstreckt sich über Rathausstraße, Erbsegasse, Hintergasse und Oberdorfstraße, wobei die Einmündung der Erbsegasse in die Rathausstraße den Ortsmittelpunkt im alten Ortskern von Meerholz bildet.

Mit den alten Hofreiten in fränkischer Fachwerksbauweise reihen sich die Bauten dicht in Grenzbebauung aneinander. In ihrer Mitte steht der Rathhausturm – eine spätmittelalterliche Befestigungsanlage aus der Zeit der Hussitenkriege. Zu erwähnen sind noch das alte Rathaus von 1726 und die alte Schule, ebenfalls von 1726. Nicht zu vergessen das Kelterhaus, das aus heimischem Sandstein gemauert ist. Auch der Straßenbelag wurde mit historischem Pflaster erneuert.

Nach einem Jahr Sanierungsarbeiten wurde der alte Ortskern – Ortsmittelpunkt – eingeweiht, und nun galt es, diesem wieder neues Leben einzuhauchen. Die Kerb sollte wieder am traditionellen Platz stattfinden, aber wie? Man fand eine Lösung: Aufstellung im alten Ortskern und dann mit dem Kerbbaum, Kerbburschen und Musik zur Sport- und Kulturhalle.

Viele Feste werden nun im alten Ortskern gefeiert. Die Umrahmung durch die alten Bauten ist immer wieder eine Augenweide. Und zum festen Bestandteil gehören seit Jahren der Weihnachtsmarkt am 1. Advent, das Sommerfest, der Keltertag am 1. Samstag im Oktober und vieles mehr.

Bei den „Meerholzer Kunst- und Kulturtagen 2009“ war am Sonntag, den 21. Juni, der „Tag der offenen Höfe“. Mehrere Grundstückseigentümer von Althofreiten luden mit separaten Veranstaltungen in Ihre Höfe ein – „Neues Leben im alten Ortskern“.

Durch Abriss sind einige Wunden entstanden, die aber durch Neu- und Umbauten einigermaßen geheilt worden sind. Die Sanierungsmaßnahmen sind noch nicht völlig abgeschlossen. Im Rahmen der öffentlichen Förderung wird zurzeit der Innenausbau des alten Rathauses – heute Heimatmuseum – von der Stadt Gelnhausen durchgeführt.

Die gesamte Installation wird im Gebäude erneuert, und Putz- und Malerarbeiten sind hierbei notwendig.

Der Anspruch von Dieter Wieland von 1975, „Bauen und Bewahren“, hat immer noch seine Berechtigung.

Ein Ortsmittelpunkt, wie es früher der Dorfplatz oder auch „Anger“ genannt, mit Kirche und Rathaus war, gibt es heute in der alten Form nicht mehr. Orte und Städte sind gewachsen, Neubaugebiete umgeben die Kernstadt, und riesige Einkaufszentren mit Autobahnanschluss bilden die Zukunftstadt.

Vor unserer Haustür im Rhein-Main-Gebiet ist dies alles zu sehen und zu erleben. Im Städtischen Bereich heißt es heute nicht mehr Innenstadt sondern „City“, und dahin zu kommen, ist oft sehr schwer. Mit öffentlichen Verkehrsmitteln, mit „park & ride“ und dann noch zur besseren Orientierung mit dem „Navi“. Ein Segen oder ein Fluch? Wir sollten unsere alten schönen Ortsmittelpunkte bzw. Ortskerne erhalten. Sie sind zwar nur ein ganz kleiner Teil unserer Orte und Städte, sie haben aber Geschichte und Tradition und dienen uns, unsere eigenständige kulturelle Identität zu wahren. Daher gilt es dieses, Kleinod zu erhalten. ■

Schwesternstationen und Schwesternhaus im Kirchspiel Altenhaßlau – Mittelpunkte sozialen Lebens

Walter Engel

Vor gut 100 Jahren, wie schrieben das Jahr 1904, beschloss der Gelnhäuser Frauenverein, dem auch Mitglieder aus Altenhaßlau angehörten, die Einrichtung einer Diakonissenstation im Kirchspiel Altenhaßlau. Unterstützung fand er dabei von der Gemeinde und dem Diakonissenstammhaus in Kassel.

Im Anwesen von August Gries, „in der Nähe des Lang’schen Hofes“, wie Pfarrer Meyenschein mitteilte, war die erste Station und Wohnung der Schwester. Die jährliche Miete betrug 100 Mark. Zur Unterstützung der Station steuerten per annum bei: die Gerichtskasse 300 Mark, der Kreis 100 Mark und die Landesversicherungsanstalt 100 Mark. Die Einrichtungskosten übernahm der Frauenverein.

Am 13. November 1904 fand die Einführung der Diakonissenschwester Karoline Ilgen aus dem Kreis Schmalkalden in einem feierlichen Gottesdienst statt. Sie trat ein arbeitsintensives Amt an, zumal sie für alle Dörfer des Kirchspiels Verantwortung übernahm: Altenhaßlau, Eidengesäß, Geisnitz, Großenhausen und Lützelhausen.

Schon in den kirchlichen Jahresberichten 1904–1907 wird der neuen Schwesternstation eine gute Entwicklung bescheinigt und besonders die Opferwilligkeit der Gemeinde hervorgehoben. Dank dieses Spendenaufkommens hatte man die Möglichkeit, Verbesserungen und Neues zu planen. Vom 1. April 1907 an wurde der Amtshof von der Familie von Carlshausen gemietet. Es bedurfte allerdings größerer Reparaturen und baulicher Verän-



Evangelisches Schwesternhaus in Altenhaßlau. Aus: Bildband „Linsengericht – unsere Heimat in der Rückblende“, Horb a. N. 1985, Seite 13.

derungen, ehe die Diakonissenstation und eine Kleinkinderschule einziehen konnten. Der finanzielle Aufwand schlug mit etwa 2.000 Mark zu Buche. Dafür standen aber auch eine zeitgemäße Küche, eine Mägdekammer, Waschküche und eine Badestube für kranke Menschen zur Verfügung. Später kamen weitere Räume für Schwestern und ein kleines Verbandszimmer hinzu.

Verstärkung erhielt Schwester Ilgen im Dezember 1908. Von nun an widmeten sich zwei Schwestern dem Kranken- und Pflegedienst im Altenhaßlauer Kirchspiel. Die Bilanz ihrer Arbeit konnte sich sehen lassen. Im Chronikbericht für das Jahr 1909 steht u. a.: „Die Gemeindepflege mit ihren Diakonissen

behandelte 341 Personen in 3388 Besuchen; 331 Evangelische, 8 Katholiken und 2 Juden.“

Trotz der mühevollen Tagesarbeit beteiligten sich die Schwestern auch noch kreativ am Gemeindeleben. Im Winterhalbjahr veranstalteten sie für Frauen und junge Mädchen Näh- und Flickabende, kümmerten sich um Mütterprobleme und inszenierten kleinere kulturelle Aufführungen.

Im Rahmen dieser kurzen Abhandlung ist es leider nicht möglich, alle Schwestern namentlich zu erwähnen, die hier ihren täglichen Dienst am Nächsten verrichteten, da der personelle Wechsel im Laufe der Jahrzehnte schon beachtlich war. Die Kasseler Dia-



Das Verlassen der Reinhardtskirche nach dem Gottesdienst zur Einweihung des evangelischen Schwesternhauses.
Aus: Bildband „Linsengericht – unsere Heimat in der Rückblende“, Horb a. N. 1985, Seite 16.

konissenstation war Mutterhaus, Ausbildungsstätte und allein zuständig für den Einsatz und die Abberufung ihrer Schwestern.

Eine Ausnahme in Bezug auf „Personal“ sei nun doch gestattet: Die erste Gemeindegewesener, Karoline Ilgen, die fast neun Jahre segensreich gewirkt hat, verlässt im Herbst 1913 Altenhaßlau um eine „leichtere“ Stelle in Elgershausen bei Kassel anzutreten. Ihr zu Ehren wurde die „Karoline Ilgen-Stiftung“, eine Einrichtung für kurbedürftige Kinder, ins Leben gerufen.

Die Straßen von Altenhaßlau zu den übrigen Dörfern des Kirchspiels waren seinerzeit alles andere als ideal und für die Schwestern oft sehr beschwerlich. Um hier wenigstens eine gewisse Erleichterung zu schaffen, errichtete man 1928 eine zweite Diakonissenstation in Großenhausen. Die Chronik berichtet darüber:

„Am 5. Februar fand die Eröffnung der Schwesternstation in Großenhausen

statt. Bis dahin hatten beide Schwestern Wohnung im Amtshof zu Altenhaßlau. Da es sich aber als praktisch erwies, für die Gemeinden Großenhausen, Lützelhausen und Geislitz, die eine Schwester in der Nähe zu haben, hat die Gemeinde Großenhausen ihr Gemeindehaus (früheres Schulhaus) dazu zur Verfügung gestellt und zur Wohnung für die Schwester herichten lassen, damit sie von da aus die drei Gemeinden betreue. Der Gemeinde wird dafür von der Gerichtskasse eine monatliche Miete von 25 RM gezahlt. Die Station hat Schwester Elise Freund übernommen.“

Wann die Idee reifte, ein eigenes Schwesternhaus zu schaffen, ist aus den vorhandenen Dokumenten nicht ersichtlich. Vermutlich war der Anlass dazu das Auslaufen des Mietvertrages im Jahre 1927 im Amtshof und eine von den Herren von Carlshausen geforderte empfindliche Mieterhöhung, sowie andere kostenintensive Auflagen. Die erste Eintragung über die Errichtung eines Schwesternhauses ist im Protokollbuch des Kirchenvorstandes

vom 21. Oktober 1928 zu finden. Damals fasste man den Beschluss, eine Eingabe an das Landeskirchenamt in Kassel wegen Überlassung eines Bauplatzes auf dem alten Friedhof an der Reinhardtskirche zu richten.

In weiteren Protokollen der Jahre 1929–1931 sind Beschlüsse über das Bauvorhaben „Schwesternhaus“ enthalten.

Die getroffenen Entscheidungen erforderten von den Verantwortlichen in einer wirtschaftlich sehr schwierigen Zeit viel Mut und Risikobereitschaft. Ein Beispiel dazu aus dem Sitzungsprotokoll des Kirchenvorstandes vom 8. September 1929:

„Es wurde beschlossen, den Bau des Gemeindehauses, Montag den 9. d. M., beginnen zu lassen, da Aussicht ist, dass wir das Darlehen von 7.000 RM in aller Kürze bekommen, und der Bauunternehmer Krieg erklärt hat, dass er, falls er keine neuen Arbeiten bekäme, Arbeiter entlassen müsse.“

Die Planung und Bauleitung oblag dem Gelnhäuser Architekten Franz Schneider. Vornehmlich Handwerksbetriebe aus dem Kirchspiel Altenhaßlau waren an dem Neubau beteiligt. Zwei Wochen nach der Baufreigabe, am 22. September 1929, fand die feierlich gestaltete Grundsteinlegung statt. Gleichzeitig gedachte man in einem Festgottesdienst des 25-jährigen Jubiläums der Schwesternstation.

In die Bauphase des Schwesternhauses fällt auch eine Baumaßnahme, die nur indirekt mit ihm zu tun hatte. Die Ortsstraße an der Reinhardskirche ist für den immer stärker gewordenen Autoverkehr zu eng und unfallträchtig gewesen. Der Kirchenvorstand und die politische Gemeinde einigten sich auf eine Verbreiterung. Die Kirche trat kostenlos einen Streifen vom alten Friedhof ab, die Gemeinde Altenhaßlau kam für die Kosten der Umbauarbeiten auf.

Nach knapp einjähriger Bauzeit war das Schwesternhaus bezugsfertig und wurde am 10. August 1930 in einem Festgottesdienst feierlich seiner Bestimmung übergeben. Pfarrer Maisch schreibt in den Kirchengemeinden u. a.:

„Die Einweihungsrede hielt Pfarrer Grimmel vom Diakonissenhaus in Kassel. Außer im sprachen Pfarrer Falk und der Ortspfarrer. Die Beteiligung von Seiten der Kirchspielsglieder war außerordentlich groß; viele Schwestern nahmen daran teil; von Gelnhausen waren erschienen Landrat Delius und der Vorstand des vaterländischen Frauenvereins. Nach der Feier wurden die Gäste mit Kaffee und Kuchen im neuen Saal bewirtet; dabei sprach Landrat Delius und gab seiner Freude über den schönen Neubau lebhaften Ausdruck.“

Die Kirchengemeinde hatte endlich ihr eigenes Schwesternhaus und zudem einen ansprechenden Saal, der für vielerlei Veranstaltungen genutzt werden konnte.

Die bis zum Frühjahr 1936 reichenden Berichte von Pfarrer Maisch enthalten keine Angaben mehr über das neue Haus. Von 1936 bis 1966 fehlen die Chronikaufzeichnungen ganz. Für die Zeit bis 1976 hat Karl Falk, Pfarrer in Altenhaßlau von 1966 bis 1976,

nachträglich (1984) eher ein allgemein gehaltenes Zeitgeschehen übermittelt. In den folgenden Jahren, bis 1998, gibt es hin und wieder kleinere Notizen über das Schwesternhaus und sein Umfeld.

So ist zu erfahren, dass anno 1977 die „Mobile Krankenpflegestation Gelnhausen-Linsengericht“ gegründet wurde. Ein Jahr später erfolgte der Ausbau der linksseitigen Kellerräume für die Kreis-sammelstelle „Essen auf Rädern“ des Diakonischen Werkes. Die Umwandlung der erwähnten mobilen Krankenpflegestation in die „Diakonische Pflege GmbH“ unter der Trägerschaft der evangelischen Kirchengemeinden Linsengericht, Gelnhausen, Meerholz-Hailer, Roth und Haitz, fand im August 1996 statt.

Der letzte Vermerk, der sich mit dem „Schwesternhaus“ befasst, informiert über das Freiwerden der letzten Schwesternwohnung ab Januar 1997. Die nun zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten nahmen die Gemeindebücherei und „Musik Aktiv“ auf.

Mit dem Jahresbericht 1998 des Pfarrers Ulrich Biskamp enden die Chronikaufzeichnungen in der vorliegenden Kopie. Über die wechselvolle Vergangenheit des im Grunde noch relativ jungen Hauses wäre sicherlich noch mancherlei zu erzählen, zumal in dieser Niederschrift fast nur kirchliche Eintragungen ausgewertet werden konnten.

Das „Schwesternhaus“ wurde von Anfang an auch für verschiedene Belange im Gemeindeleben genutzt. Nachdem nun, bedingt durch die Zeitläufe, der ursprüngliche Verwendungszweck ganz entfallen ist, dient es jetzt im gewissen Sinne als Gemeindezentrum.

Die Nutzung – Stand Ende 2007:

Evangelisches Gemeindebüro – Gemeindebücherei – Gruppen der evangelischen Kirchengemeinde – „Music Activ“ – Bandübungsraum .

Zum Abschluss unseres heimatkundlichen Streifzuges soll aber noch kurz eine Zeitzeugin der letzten Arbeitsjahre der Schwestern im Amtshof

zu Wort kommen. Bärbel Landsiedel, 1923 im Amtshof als zweite Tochter des Lehrers Heinrich Landsiedel geboren, schrieb nach der Lektüre des Manuskriptes aus ihrem schwäbischen Zuhause dazu:

„Ja, da steht das stattliche Schwesternhaus, schön anzusehen und eine ganz wichtige Einrichtung damals als Krankenstation. Ich selbst habe den Wandel voll mitbekommen. Aber mehr noch, als die Station im Amtshof war. Besonders die Zeit, als Schwester Margarete und Eliese Freund dort arbeiteten. Ich war Elieses „Sternchen“ und durfte bei kleinen Verbänden zuschauen. Ich glaube da wurde schon der Grundstein meiner späteren Berufswahl gelegt. Beim Baden war ich mit-tendrin, wenn die Schwestern mit hochrotem Gesicht die Kinder schrubbelten.“

Zuletzt kamen die Sprösslinge einer kinderreichen Familie dran. Die bekamen einen tollen Turban auf den Kopf. Auf meine Frage „Warum?“, bekam ich zur Antwort: „Weißt, die haben Läuse!“ So kam ich eines Tages strahlend zu meiner Mutter und teilte ihr ganz stolz mit: „Ich habe auch Läuse.“ Worauf meine Mutter die Hände überm Kopf zusammenschlug und mich stundenlang mit einem Läusekamm entlauste.“

Oft rief mein „Stern“, die Schwester Eliese: „Sternchen, heute gibt's Waffeln (oder Pfannkuchen), isst du mit?“ Natürlich wollte ich! Es waren magere Jahre, Butter konnte man sich nicht leisten. Zwanzig Mark war der Wochenlohn. Auch der Lehrer hatte nicht viel mehr. Wie heißt es? „Der Lehrer hat den Titel – die Frau den Bitel (Beutel).“ Oder – das Lied vom armen Dorfschulmeisterlein.“ ■

Quellen:

Protokollbuch über die Kirchenvorstandssitzungen des Kirchspiels Altenhaßlau, 1923–1933.

Chronik des Kirchspiels Altenhaßlau, 1901–1998, geführt von den Pfarrern Meyenschein, Maisch, Schäfer, Biskamp mit einem Nachtrag von Pfarrer Karl Falk von 1984.

„Gelnhäuser Tageblatt“ vom 30. September und 1. Oktober 1929.

Auszug aus dem Brief von Frau Barbara Blessing, geborene Landsiedel, vom Oktober 2008.

Der Dalles – Dorfmittelpunkt von Bieber

Siegfried Emmrich



Der Kerbbaum auf dem Dalles vor der Zehntscheune um 1900. Rechts hinter den zwei Linden das alte Forstamt. Am linken Bildrand erkennt man die Fassade des Bergamts.

Die durch Bieber führende Bundesstraße B 276 durchquert den Spessart von Würtheim nach Lohr am Main. Von Wiesen kommend trifft in Bieber die Kreisstraße K 889 auf die Bundesstraße B 276. Beide Straßen sind alte Verkehrswege, an deren Wegegabelung sich der Dorfmittelpunkt von Bieber bildete. Dieses Zentrum wird dominiert durch einen großen Platz, der Dalles genannt wird.

Der Name „Dalles“ wurde vermutlich vom französischen Wort *dalle* für *Platte* abgeleitet. Der Name Dalles ist auch in Süd- und Rheinhessen ein häufig verwendeter Name für einen freien Platz, auf dem man sich trifft. Dort wie hier sind viele französische Wörter in die Umgangssprache eingeflossen. Noch heute gehen die Bieberer Bürger auf dem Trottoir und fahren auf der Chaussée.

Nach heutigen Maßstäben muss man Bieber für das 19. Jahrhundert eine Stellung als „Oberzentrum“ zubilligen, da viele überregionale Einrichtungen hier beheimatet waren.

Am Dalles hatten im 19. Jahrhundert drei Ämter ihren Verwaltungssitz. Es waren dies das Berg- und Forstamt sowie das Amtsgericht.

Ferner waren in Bieber ein Hütten- und Rentamt (Finanzamt), zwei Pfarrämter und eine fürstlich Thurn und Taxische Posthalterei vorzufinden.

Das alte Amtshaus aus kurhessischer Zeit, das mit Gefängnis und Scheune als Verwaltungszentrum angeordnet war, wurde 1866 durch ein repräsentatives Amtsgericht ersetzt. Es handelt sich hierbei um ein zwei-stöckiges, aus Sandstein errichtetes

Gebäude, mit einer an der Giebelseite befindlichen Freitreppe.

Das Gefängnis war rechtwinklig zum Amtsgerichtsgebäude angeordnet. Ebenfalls als zweigeschossiger Sandsteinbau errichtet, befanden sich drei Gefängniszellen und die Wohnung des Gerichtsdieners im Gebäude.

Vor dem Amtsgericht befindet sich zwischen zwei Linden ein Denkmal zur Erinnerung an den deutsch-französischen Krieg von 1870/71. Das Denkmal wurde 1875 vom Kriegerverein Bieber errichtet.

Auf den Grundmauern eines älteren Gebäudes wurde das Bergamt im Jahre 1821 erbaut. Es besteht aus einem massivem Erdgeschoss mit einem Fachwerkobergeschoß. Über der mittleren Achse besitzt es ein breites Zwerchhaus. Der Hauptbau ist als Walmdach, das Zwerchhaus als Satteldach ausgelegt.

Nach Auflösung des Bergamts im Jahre 1875 durch den preußischen Staat, wurden die Bieberer Bergwerke unter die Aufsicht des Bergamtes Schmalkalden in Thüringen gestellt.

Im Jahre 1855 kaufte der Kurhessische Staat ein ehemaliges Pfarrhaus in Bieber und richtete darin eine Forstdienstwohnung für den Revierverwalter und die Geschäftszimmer ein. Das so entstandene Forstamt war ein zwei-stöckiges, langgestrecktes Fachwerkhaus mit einem mächtigen Walmdach und weiß geschindelter Fassade. Als Baujahr wird 1587 genannt.

Einen zentralen Platz am Dalles nahm die Zehntscheune ein. Die Zehntscheune war in der Feudalzeit Sammelort für Naturalsteuern. Anfang des 20. Jahrhunderts wurde die Scheune auch an Bauern als Lager verpachtet.

In wieweit die Zehntscheune auch als Kornmagazin diente, welches unter dem Bergmeister Johann Heinrich Canrinus 1742 errichtet wurde, ist nicht bekannt. Die Bediensteten des Bergbaus bezogen vom Kornmagazin, gegen einen geringen Lohnabzug, ihr Brotgetreide, so dass sie nicht Kornwucherern ausgeliefert waren. Die Einrichtung



Der Dorfmittelpunkt Dalles im 19. Jahrhundert.

bestand bis 1875, solange der Staat die Bieberer Bergwerke in eigener Regie betrieb.

Die Zeiten, als sich die Bevölkerung am Dalles um den Kerbbaum versammelte, sind lange vorbei. Heute im 21. Jahrhundert hat sich das Dorfbild um den Dalles gewandelt.

Das Amtsgericht Bieber wurde 1932 aufgelöst und beherbergte anschließend das Forstamt. Seit der Auflösung des Forstamtsbezirkes Bieber, im Jahre 1996, wird das Gebäude privat genutzt.

Das Gefängnisgebäude diente von 1986 bis 1997 als Forstmuseum. Seit 2000 ist hier das Biebergrund-Museum untergebracht.

Eine wechselhafte Geschichte weist das ehemalige Bergamtsgebäude auf. Von 1925 bis 1961 als katholisches Pfarrhaus genutzt, beherbergte es nach dem Zusammenschluss des Obergrundes mit den Orten Bieber, Roßbach, Lanzingen und, Breitenborn-Lützel zur Gemeinde Bieber im Jahre 1971 die

Gemeindeverwaltung. Aus dieser Zeit stammt der heute noch gängige Name „Altes Rathaus“. Seit Bildung der Großgemeinde Biebergemünd im Jahre 1974 ist hier nun die Außenstelle der Gemeindeverwaltung untergebracht.

Das alte Forstamtsgebäude wurde in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts abgerissen und an dieser Stelle ein Kindergraten errichtet.

Am einstigen Standort der Zehntscheune steht heute ein Drogeriemarkt. ■

Quellenangabe:

Festschrift 500 Jahre Bieberer Bergbau 1494–1994, Hrg. Gemeinde Biebergemünd – 1994

Festschrift 250 Jahre Forstamt Biebergemünd 1736–1986

10 Jahre Geschichtsverein Biebergemünd e.V.

Praktischer Vogelschutz 1950 bis 2008

Greifvögel und Eulen dürfen nicht aussterben

Raimer Thienhaus



Der Greif und die Eule gehört zu einer lebendigen Landschaft wie der Geruch blühender Wiesenblumen, wie das vielstimmige Zwitschern der Wiesen- und Waldvögel im Morgengrauen. Wie diese ist auch der Greifvogel ein bedeutsames, unersetzliches Glied im Haushalt der Natur.

Den Stand des Beutegreifers in der Natur, übt die Ordnung der Greifvögel

bereits seit Urzeiten aus. Schon vor Millionen von Jahren zogen sie als Jäger ihre Kreise am Himmel.

In dieser enormen Zeitspanne hat sich die Tätigkeit des Greifvogels, Beute zu erjagen, zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet. Unübertroffen ist die Sehschärfe seiner großen Augen mit denen er die Beute ortet. Das Auflösungsvermögen ist 10-mal größer als

beim Menschen. Wenn der scharfäugige Jäger aus luftiger Höhe zu Boden späht, entgeht ihm weder die Maus noch die Heuschrecke. Einen 15 Kilometer entfernten Hasen sieht er nur wegen der Erdkrümmung nicht mehr. Unvergleichlich sind seine großen, muskulösen Füße mit denen er die Beute ergreift. Es sind die reinsten Fangeisen aus Sehnen, Schuppen und stahlharten, dolchartigen Krallen, die sich, wenn sie das Opfer gefasst haben, erst wieder lösen, wenn dessen Leben erloschen ist.

Äußerst zweckmäßig ist sein spitzer, kräftiger Hakenschnabel, mit dem er sein Opfer zerlegt. Die krumme Schnabelspitze ist ein vorzüglicher Haken, um Haare, Muskel und Organe aufzureißen. Wie mit einer doppelten Schere lassen sich mundgerechte Stücke davon los schneiden. Der Oberschnabel (First genannt) mit seinen messerscharfen Rändern über dem Unterschnabel (Trille genannt) greift. Nicht zuletzt ist der Greifvogel ein glänzender Flieger, der sich in blitzschnellem Flug auf sein Opfer stürzt.

Interessanterweise hat sich völlig unabhängig von den Greifvögeln noch eine Ordnung, die „Eulen“ als Beutegreifer spezialisiert und dabei dieselben Werkzeuge, sowie entsprechende Fähigkeiten entwickelt. Diese parallele, übereinstimmende Entwicklung desselben Lebensstils durch die beiden, miteinander nicht verwandten Vogelgruppen, ist nur möglich gewesen, durch die gegensätzlichen Rhythmen ihrer Aktivitäten. Während die Greifen ausgesprochene Tagesjäger sind, haben sich die Eulen auf die nächtliche Jagd spezialisiert.

Greife und Eulen wurden von alters her zu einer Vogelgruppe zusammengefasst und als „die Raubvögel“ schlecht-

hin bezeichnet. Wollen wir bei den Vögeln in demselben Sinne von Raubtieren sprechen, wie wir es bei den Säugetieren tun, so würden wir kaum eine einzige Ordnung als Nicht-Räuber kennen lernen. Die Amsel, die einen Wurm aus dem Boden zerrt oder der Storch der im Sumpf nach Fröschen stelzt usw. sie alle, die sie andere Tiere erbeuten, sind Räuber?

Der Mensch hat in den letzten Jahren nicht selten die vorurteilsvolle Bezeichnung „Räuber“ über die Krummschnäbel gebraucht, da sie ihm angeblich großen Schaden zugefügt haben. Diese Äußerung sollte in der heutigen Zeit endlich vermieden werden.

Innerhalb der Ordnung der Greife werden weltweit 287 Arten unterschieden. Alle Greife tragen ein schlichtes, meist graues oder braunes Gefieder mit wenig Zeichnung. Das Männchen ist im Allgemeinen um ein Drittel kleiner als das Weibchen und wird daher auch in der Fachsprache „Terzel = Drittel“ genannt.

Es gibt fünf Greifvogelfamilien, sie werden wie folgt unterschieden:

- Die Neuweltgeier mit sieben Arten,
- die Sekretäre mit einer Art,
- die Fischadler auch mit einer Art,
- die Habichtsartigen mit 218 Arten
- und die Falken mit 60 Arten.

In der Familie der Habichtsartigen werden diese in verschiedene Greifvogelgruppen eingestuft. Diese Klassifizierung basiert auf einer Reihe grundsätzlich übereinstimmender Wesenszüge dieser Vögel.

Um die einzelnen Greifvögel in ihrer Lebensweise näher kennen zu lernen, habe ich seit 1950 in den damaligen Gemarkungen Niedermittlau, Neuenhasslau und Gondsroth in ihrer Gesamtfläche von 2.326 ha, davon 290 ha Waldfläche, diese Vogelart intensiv beobachtet. Die Ergebnisse der Beobachtungen wurden in Tabellen und Diagrammen dargestellt.

Die Bestimmung der Greifvögel im Flug wird immer problematisch bleiben. Niemand kann sich sicher wähnen, bei der Gegenüberstellung einer Gruppe von solcher Vielfalt an Gefie-



der, und Silhouetten, eine genaue Bestimmung abzugeben.

Ich habe die Beobachtungsfläche in neun Beobachtungsgebiete eingeteilt. Durch die Gründung der Vogelschutzgruppe Niedermittlau im Jahr 1957, konnte ich einige Vogelfreunde als Mitarbeiter für das Sachgebiet „Greife und Eulen“ begeistern.

In den einzelnen Waldgebieten und größeren Feldgehölzen wurde der Mäusebussard mit vier bis acht Brüten in seinen besetzten Revieren beobachtet. Der Wespenbussard hatte seinen Horstbaum 1958 durch den Windbruch verloren. Nachdem die Altvögel den errichteten Kunstbaum nicht mehr annahmen, wurden die Jungen mit großer Mühe von mir großgezogen. Im nächsten Herbst wurden sie wieder freigelassen. Sporadisch wurde der aus den osteuropäischen Ländern kommende Rauhfußbussard bei uns in den Wintermonaten auf Maulwurfshaufen in den Wiesen beobachtet. Oft wurde am Mühlteich und an den zwei Fischteichen (Bernbach) ein überfliegender Fischadler gesehen. Im Hochholz brütete in einer Schilffläche 1956/1958 nahe der Kinzig eine Rohrweihe. Diese wurde leider vermutlich durch Menschen gestört und ist danach als Brutvogel in dem 14 ha großen Schilfgebiet

„Kasseler Weiher“ als Brutvogel festgestellt worden.

Kornweihen konnte man jährlich vereinzelt im Früh- und Herbstzug beobachten. Der brütende Habicht wurde während der Brutzeit oft von Menschen gestört. Zweimal wurden die Jungvögel sogar ausgehorstet. Im Fichtenstangegehölz war das versteckte Habitat des Sperbers. Dies wurde entdeckt und die Jungen vom Nestrand entfernt und vermutlich getötet. Am Horstbaum von Habicht und Sperber waren Steigeisenspuren keine Seltenheit.

Lediglich den Turmfalken, wohl öfters als Wanderfalken angesprochen, konnten wir durch Aufhängen von entsprechenden Brutkästen an Bäumen, in allen 9 Beobachtungsgebieten als Brutvogel feststellen.

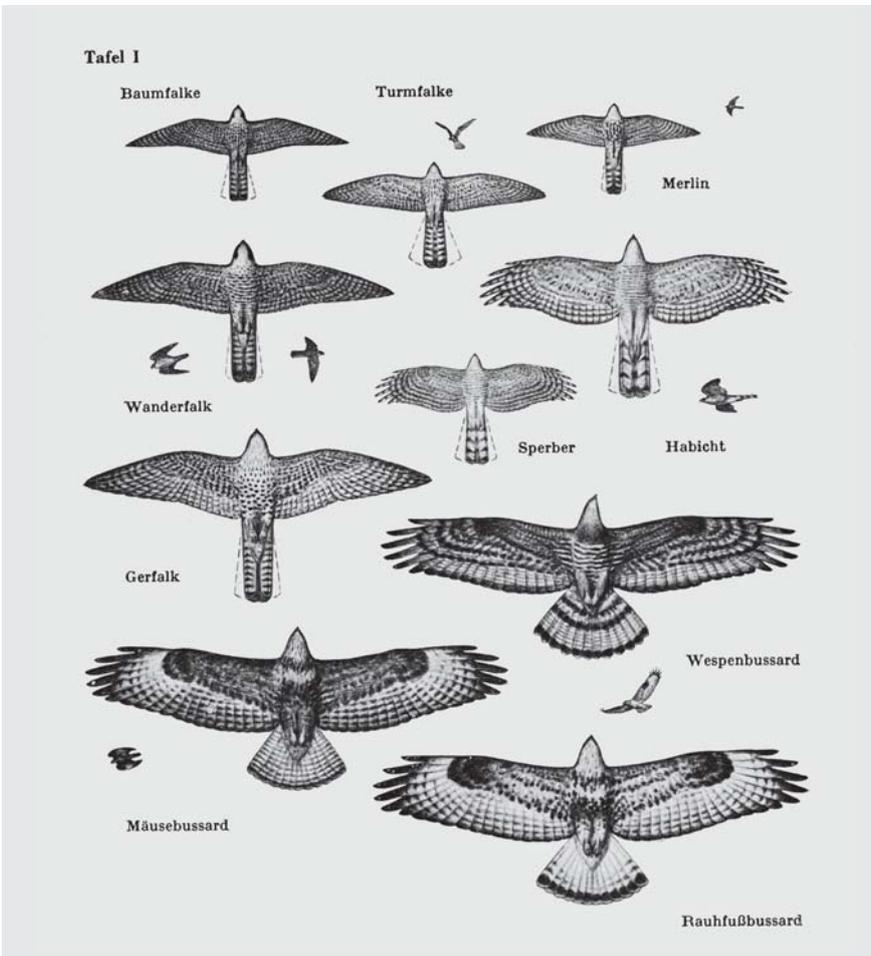
Im Kirchturm von Gondsroth wurde er auch als Brutvogel in einem dort aufgehängten Nistkasten festgestellt. Bei dieser Falkenart konnte man eine sehr gute Entwicklung von 8 bis 10 Brutpaaren ermitteln. Seit dem Jahr 2006 ist eine Abnahme dieser Falkenart festzustellen. Der Wanderfalken nutzte die drei Ortschaften als Nahrungsraum. Er bereicherte seinen Speiseplan mit Sperlingen und Tauben.



Der Baumfalke, als seltener Waldbewohner, hatte bis 1963 auf einer Kiefer (Überhalter) erfolgreich gebrütet. Danach auf einer Kiefer im Waldinneren, wo er vermutlich auch erfolgreich gebrütet hat. Während der Zugzeiten wurde er oft als Begleiter von Vogelschwärmen beobachtet.

Der kleinste Falke „Merlin“ genannt, wurde zweimal an einer Waldschneise sitzend wahrgenommen. Von der Gruppe Eulen, als Dämmerungsmund Nachtvögel, konnten nach Anbringen von 18 Brutkästen in Scheunen und Kirchen der drei Ortsteile, fünf bis acht Brutpaare der Schleiereule festgestellt werden. In manchen Mäusereichen Jahren wurde sogar eine zweite erfolgreiche Brut wahrgenommen.

Die Waldohreule konnte in drei Kiefernstangengehölzen, in von Rabenkrähen gebaute Nester, mit zwei bis vier Brüten beobachtet werden. Seit dem Jahr 2000 ist die Waldohreule weder im Frühjahr als Altvogel noch später die rufenden Jungvögel verhört worden.



Die in allen Waldgebieten aufgehängten 26 Waldkauz Kästen wurden nur zum Teil vom Waldkauz als Brutmöglichkeit angenommen.

Durch das Aufhängen von 90 Steinkauzröhren in 30 ha Streuobstwiesen wurden der kleinen Eulenart ihre Habitate gesichert. Die Steinkäuze wurden in den Streuobstbeständen in der Gondsrother-Wingert sowie in alten einzelnen Obstbäumen in Niedermittlau mit sechs bis acht Brutpaaren festgestellt.

Zum Schluss möchte ich noch einmal feststellen, dass weder die Greifvögel noch Eulen „Raubvögel“ sind, sondern sie wirken regulierend in der Schöpfung die uns allen (Menschen und Tieren) gegeben ist.

Aufzeichnungen in Tabellen und Diagrammen auch Fotos und Vorträge aus der Praxis von 1957 bis 2008 kann man im Vogel- und Naturschutzzentrum in Hasselroth-Niedermittlau sehen und hören. ■

Neophyten, Nacktschnecken und asiatische Marienkäfer verdrängen unsere heimische Flora und Fauna

Elfriede Kaiser

Bereits zur Römerzeit gelangten gebietsfremde Pflanzenarten nach Mitteleuropa, die nach ihrem Vorkommen bis zum Mittelalter als Archäophyten bezeichnet werden.

Neophyten bzw. Neupflanzen eroberten nach der Entdeckung Amerikas auf dem Seewege unseren Kontinent und haben etwa ab diesem Zeitpunkt bei uns Fuß gefasst. Durch ihre Robustheit im Wuchs und unzähligen Samen haben sie einheimische Pflanzenarten verdrängt und verursachen durch ihre Anwesenheit ständig Probleme.

Schon seit meiner Kindheit in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts ist mir die eingeschleppte Kanadische Goldrute (*Solidago canadensis*) bekannt, die in unserem Garten ein großes Kräuterbeet durch ihr Vorkommen vernichtete.



Kanadische Goldrute
(*Solidago canadensis*)

An vielen Bachläufen im Main-Kinzig-Kreis fällt das in Rottönen blühende Indische Springkraut (*Impatiens glandulifera*) auf, das mittlerweile ein weitverzweigtes Verbreitungsgebiet aufweist. Die ursprüngliche Uferbewachung ist durch das Vorherrschen dieses Neophyten direkt betroffen und in ihrem Fortbestand bedroht.

Als sehr aggressive Neupflanze hat sich der Riesen-Bärenklau (*Heracleum mantegazzianum*) hervor getan. Denn mancher Pflanzenliebhaber, der sich diese Pflanze in seinen Garten holte, musste bitter für diese Errungenschaft büßen. Jede Berührung ihrer Blätter mit nackten Armen oder Beinen verursachte schmerzhaft Verbrennungen und hinterließ nie mehr verschwindende Brandmale als Narben auf der Haut. Hatten die weißblühenden großen Dolden dieses Neophyten nach ihrer Blüte Samen gebildet oder waren



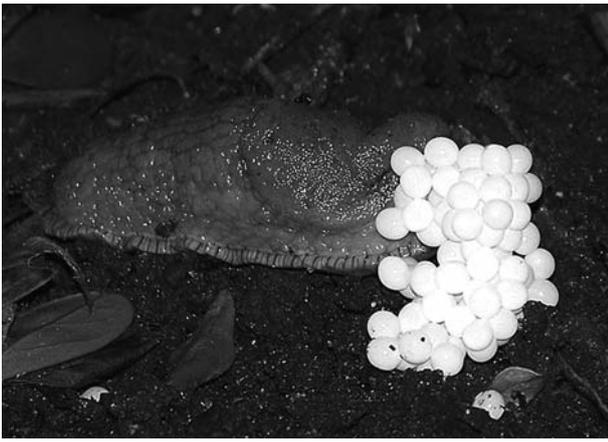
Kermesbeere
(*Phytolacca esculenta*)

diese bereits ausgefallen und gekeimt, war seine Weiterverbreitung nicht mehr aufzuhalten. Denn dann erschwerten seine langen Pfahlwurzeln nachhaltig seine endgültige, manuelle Ausrottung.

Ein anderer Neophyt, der sich vermutlich durch Vögel in meinem Garten angesiedelt hatte, ist mir im vergangenen Frühjahr als junge Pflanze aufgefallen. Er hatte aufrechte, etwa 70 cm hohe Stängel mit ellipsenförmigen etwa handgroßen, gerippten, hellgrünen Blättern, die im Frühsommer von traubigen, aufrecht stehenden weißen Blütenständen gekrönt wurden. Diese entwickelte sich zu dunkelroten, später schwarzen Fruchtständen an denen sich im Spätsommer verschiedene Meisenarten labten, um in der Umgegend zum weiteren Vorkommen dieses Gewächses beizutragen.

Durch die Beschreibung dieses Neophyten konnte ich von Dipl. Biologe Horst Günther, Main-Kinzig-Kreis, erfahren, dass es sich bei dieser Pflanze um die Kermesbeere (*Phytolacca esculenta*) handelt.

Ich beobachtete den Strauch weiter und stellte dabei fest, dass seine Stängel hohl waren. Diese und alle seine oberirdischen Pflanzenteile schrumpften im nahenden Herbst allmählich vollkommen ein und hinterließen nur seinen mehrköpfigen verdickten Wurzelstock. Diesen ließ ich erst einmal stehen und konnte dieses Jahr seinen erneuten Austrieb feststellen. Zur Blüte und Fruchtansatz ließ ich es aber nicht mehr kommen. Sein äußerst hartnäckiger Wurzelstock muss noch beseitigt werden.



Eiablage der Nacktschnecke

Bei fast allen Neophyten ist mir aufgefallen, dass sie über eine riesengroße Samenmenge verfügen. Ich möchte dabei auch auf das Franzosenkraut/kleinblütiges Knopfkraut (*Galinsoga parviflora*) hinweisen, das, wenn es einmal im Garten aufgetaucht ist, sich immer wieder von selbst aussät. Neben unerwünschten Neophyten müssen Gartenfreunde seit etwa 1980 das gesamte Gartenjahr hindurch den Kampf gegen unzählige gefräßige Nacktschnecken führen. Vor diesem Zeitpunkt wies der Salat hin und wieder Kleinnacktschnecken auf oder eine rote oder schwarze Wegschnecke kroch daher.

Die neu hinzugekommene Nacktschnecke kam mir in ihrem Erscheinungsbild sofort anders als ihre Artgenossen vor. Sie war etwa 5–8 cm lang

und wies ca. 1–2 cm breite helle und dunkle kupferfarbene Längsstreifen auf. Ursprünglich soll diese aus dem Mittelmeerraum stammende Nacktschnecke – sie war nicht winterhart – durch Salat- und Gemüsetransporte zu uns importiert worden sein. Nachdem sie als Bastard jedoch aus ihrer Kreuzung zwischen spanischer und einheimischer Weg-

schnecke hervorgegangen ist, wurde sie robuster und winterhart. Als Pflanzenschädling richtet sie während der gesamten Vegetationsperiode einen unermesslichen Schaden an allen vorkommenden Nutz- und Zierpflanzen an. So kann eine derartige Schnecke pro Nacht bis zu 50 Prozent ihres Körpergewichtes an Grünmasse aufnehmen.

Die Schnecken sind Zwitter, die sich oft wechselseitig begatten. Vom Frühjahr bis zum Herbst produziert eine Schnecke etwa 100–800 Eier, aus denen nach 3–4 Wochen wieder junge Schnecken schlüpfen, die wiederum nach 2–3 Monaten fortpflanzungsfähig sind. Seit Auftreten dieser großen Schneckenplage liest ein mir bekannter Gartenbesitzer jährlich von Mitte Mai bis Mitte August rund 6000 Schne-

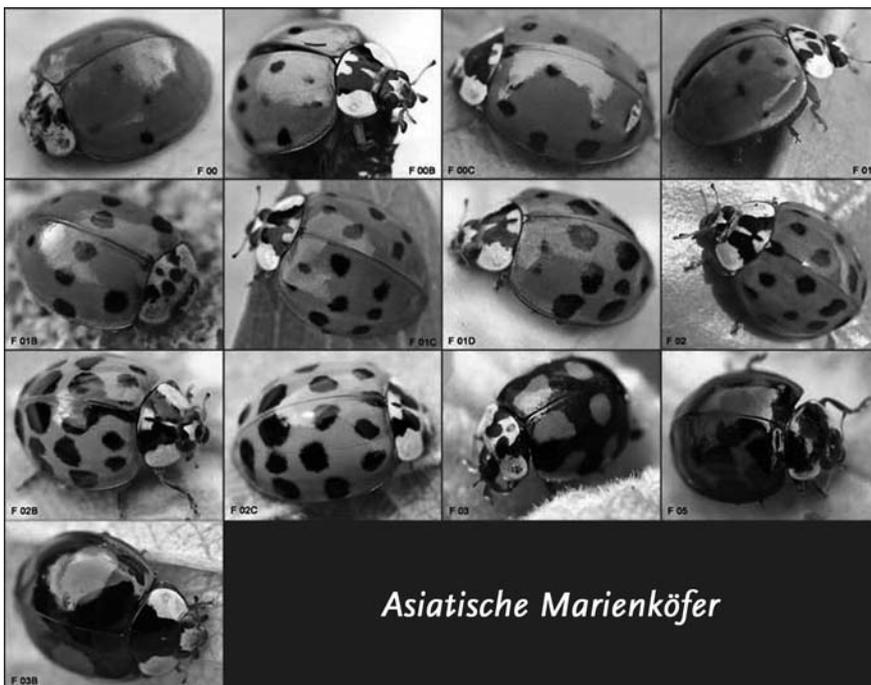
cken in seinem etwa 300m² großen Nutzgarten ab und vernichtet sie sofort. Auf diese Wiese hält er die von den Schnecken verursachten Schäden so gering, wie möglich und verzichtet dabei völlig auf die Anwendung von Schneckenkorn.

Im Sommer 2009 berichteten die Medien vom Auftreten einer Rieseninvasion von Marienkäfern an der Ostsee. Doch diese waren nicht nur dort, sondern traten auch auf der Nordseeinsel Föhr in großen Massen auf. Wie ich von Feriengästen aus Hessen, die mit dem Schiff dorthin unterwegs waren, erfahren konnte, befanden sie sich auch in großer Anzahl auf diesem Fahrzeug. Bei diesen Marienkäfern handelte es sich nicht um die einheimischen Marienkäfer (*Caloia 14-guttata* oder *Coccinella 7-punctata*), sondern um den asiatischen Marienkäfer (welcher in verschiedensten Panzerfärbungen vorkommt). Dieser wurde zur biologischen Bekämpfung schädlicher Blattlausarten (Blutläuse, Schildläuse, Spinnmilben und Mehltauipilzen) importiert, er erwies sich aber als Schädling für den deutschen Weinanbau. Es stellte sich nämlich heraus, dass, wenn er reife Trauben anstach diese danach ungenießbar wurden.

Stiche von ihm sollen beim Menschen zu Juckreiz und Quaddelbildung führen. Das massenhafte Auftreten dieses Marienkäfers aus Fernost konnte ich am Sonntag den 25. Oktober in Gelnhausen selbst sehen. Denn unsere westliche und südliche Hauswand zeigte von etwa 11.00–16.00 Uhr einen starken Befall mit diesem Insekt. Am gleichen Tag hatte sich dieses auch in Rothenbergen und Roth in gleicher Weise bemerkbar gemacht, wie mir Hausbewohner von dort mitteilten. Vermutlich suchten sie nach einem geschützten Unterschlupf für die kältere Jahreszeit. ■

Quellen:

Eckhard Garve, Lebensraum Acker, 2. Auflage 1998
Schmeil, Tierkunde 1932; Hans Steiner, Nützlinge im Garten, 1985; Ingrid und Peter Schönfelder, Die Kosmos-Mittelmeerflora, 3. Auflage 1999, www.naturfoto-nieveler.de, Kanadische Goldrute (Foto); www.filzundgarten.blogspot.com, Kermesbeere (Foto); www.wikipedia.de, Nacktschnecke (Foto); www.wikipedia.de, asiatische Marienkäfer (Foto)



Asiatische Marienkäfer



Signalkörbe, wie sie um 1936/37 für die Mainschiffahrt verwendet wurden.

Das Handwerk der Korbmacher in Dörnigheim

Ingeborg Schall

Fotos und Abbildungen: Archiv des Geschichtsvereins Dörnigheim e.V.

Die Korbmacherei stand in Dörnigheim in langer Tradition und wurde von vielen Bauern als Nebentätigkeit betrieben, bis sie sich um 1900 zur regelrechten Hausindustrie entwickelte. Nach dem Zweiten Weltkrieg verlor sie an Bedeutung. Heute ist sie völlig aus dem Ortsbild verschwunden. Zu den namhaftesten dieser Zunft zählten im Jahr 1914 Peter Scheerer, Wilhelm Scheerer, Karl Leis, Heinrich Lotz, Wilhelm Günzler, Karl Engelhard und Peter Lotz. Bei der Handwerker- und Gewerbeschau im Dezember 1925 empfahl sich jedoch nur der damalige



Bürgermeister Karl Leis mit seiner Korbflechtere. Er pries Packkörbe aller Art zu äußerst billigen Preisen an. Ortsansässige erinnern sich jedoch noch an Namen wie Hüttner (Untergasse), Lotz (Haingasse), Lotz (Hasengasse), Leis (Fischergasse), Scheerer (Bahnhofstraße), Stübler (Bahnhof-

straße) und Graebner (Friedrichstraße), die noch nach 1945 in geringem Umfang das Handwerk betrieben.

Die weitaus größte Produktionsstätte befand sich in der Bahnhofstraße 17. Die seit 1893 bestehende „Korbmacherei Peter Scheerer“ beschäftigte hier zeitweise bis zu dreiundzwanzig Mitarbeiter, die im Monat über siebenhundert Körbe jeder Art anfertigten. Auch hier bildeten Packkörbe für die Industrie den größten Produktionszweig. Sie waren in jener Zeit das Verpackungsmaterial schlechthin. Nebenbei wurden



Das Haus der Korbmacher-Familie Scheerer in der Bahnhofstraße 17. Die Aufnahme entstand 1910.



Wilhelm Scheerer unterwegs mit seinem Kuhgespann, mit dem die geschnittenen Weidenruten transportiert wurden.

Kartoffel- und Obstkörbe für die Bauern hergestellt, aber auch Fischkörbe, Aalreusen, Flaschenkörbe mit und ohne Deckel und Wäschemahnen aus geschälter Weide. Zur Aufgabe von Peter Scheerer gehörte das Erneuern des Schwimmkorbes für die Boje im Main und der Signalkörbe für die Schifffahrt an der Mühlheimer Schleuse. Der Bedarf an Rückentragkörben, den Kiepen, und den ohne Bügel gearbeiteten Körben, in denen Frauen Lasten auf dem Kopf trugen, wurde nach der Jahrhundertwende immer geringer.

Die Arbeitsgrundlage für das Korbmacherhandwerk bildete die Weide. Regelmäßig zwischen November und März wurden die wild wachsenden Weidenbüsche auf dem etwa 3.000 Quadratmeter großen gemeindeeigenen Gelände nördlich vom Bahnhof, dem heutigen Gewerbegebiet Nord, bis auf 50 Zentimeter Höhe geschnitten. Die zwei bis drei Fuhren Weidenruten konnten dann im Laufe des Jahres zur Verarbeitung von dem Lagerplatz an der Ecke der heutigen Zeppelinstraße und Bahnhofstraße abgeholt werden. Die Kopfweiden entlang des Mainufers

wurden ebenfalls regelmäßig geschnitten. Ihre Ruten waren für die industrielle Fertigung jedoch nicht von Bedeutung. Sie dienten vielmehr der privaten Korbflechterei.

Die Inflation machte auch vor den Korbmachern nicht halt. Die Geschäftsbücher belegen es. Am 25. Oktober 1923 kosteten 100 Körbe 1.500 Milliarden Mark, das Stück zu 15 Milliarden Mark. Dem nachfolgenden wirtschaftlichen Aufschwung in den dreißiger Jahren setzte der Zweite Weltkrieg ein Ende. Eine Anfrage von Peter Scheerer an



Verpackungskörbe im Hof der Korbflechterei in der Bahnhofstraße.



Korbweiden am Main, aufgenommen 1992.



Feinarbeit mit dem Ausputzmesser.



Wilhelm Ochs an der Kopiermaschine, die analog einem Eisenschuh den Holzschuh aushöhlt.

Das Handwerk des Holzschuhmachers Wilhelm Ochs, Sinntal-Weichersbach

Brunhilde Miehe

Als letzter Holzschuhmacher der Region fertigt Wilhelm Ochs aus Sinntal-Weichersbach bis zur Gegenwart noch Holzschuhe an. Bis nach dem Zweiten Weltkrieg wurden in seiner Heimat noch in jedem zweiten Haus Holzschuhe gemacht und damals auch noch von den meisten Menschen, insbesondere von der bäuerlichen Bevölkerung, im Alltag getragen; auch zur Schule gingen die Kinder in Holzschuhen. Seit den fünfziger Jahren wurden dann in Folge der besser werdenden und sich wandelnden Lebensverhältnisse allmählich immer weniger Holz-

schuhe angezogen. Zahlreiche ältere Bauern blieben aber weiterhin bei ihrer von Kindheit an gewohnten Schuhform und schlüpften mit Fürwes (Fürfuß) – auf der Fußsohle mit Stoff besetzte alte Strümpfe oder Socken – u. a. zur Stallarbeit noch gerne in ihre vor der Haustüre stehenden Holzschuhe, einige bis zur Gegenwart – so auch Wilhelm Ochs.

1930 in Weichersbach als Sohn eines Landwirts mit 13,5 ha Grundbesitz geboren, wurde Wilhelm Ochs schon von Kindheit an mit dem Holz-

schuhmachen vertraut gemacht – sein Vater und Großvater machten damals in den Wintermonaten jährlich über tausend Paar Holzschuhe. Mit zehn Jahren ging Wilhelm Ochs bei diesen Tätigkeiten bereits zur Hand und half bei den verschiedenen Arbeitsschritten schon etwas mit.

Seither hat er neben der Bewirtschaftung der Landwirtschaft im Laufe der Jahre viele tausend Paar Holzschuhe gemacht. 1967 hat er eigens noch zwei Kopiermaschinen angeschafft, die ihm die Arbeit stark er-

leichterten. Mit dieser Mechanisierung stellt er die Holzschuhe in folgenden Arbeitsschritten her: Als erstes spaltet er mit Keil und Spalthammer aus einem auf die Länge geschnittenen Stamm je nach Dicke des Stammes und Größe der Holzschuhe vier bis sechs Stücke ab. Diese Holzstücke schneidet er dann mit der Kreissäge in etwa auf Form. Danach spannt er das Stück in die Kopiermaschine, die analog einem nach der jeweiligen Größe eingespannten Musterschuh aus Eisen dann den Rohling abdrehet. Anschließend spannt er den Rohling in eine weitere Kopiermaschine, die nun analog einem Musterschuh aus Eisen, den Rohling aushöhlt. Schließlich muss er von Hand nur noch mit Ausputzmesser usw. die Feinarbeit erledigen, bevor er den Holzschuh mit der Schleifmaschine noch glatt schleift. Als letzten Arbeitsschritt tackert er mit dem Tacker auf der Oberseite ein Stück Leder auf; das Leder bezog und bezieht er fertig zugeschnitten von Holland.

Bevor Familie Ochs 1967 die beiden Kopiermaschinen angeschafft hatte, mussten alle Arbeitsschritte in Handarbeit verrichtet werden. So hat man

damals den Rohling mit einem Beil und der Drechsler-Hacke behauen und mit dem Löffelbohrer innen ausgebrochen. Auf der Schnitzbank wurde der Schuh dann außen mit dem Schnitzmesser, innen mit dem Ausputzmesser verfeinert und anschließend mit Schleifpapier abgeschliffen. Leder hat man damals nicht aufgesetzt.

Als Familie Ochs noch jährlich etwa tausend Paar Holzschuhe gemacht hat, musste man das benötigte Holz kaufen: Erle, Pappel, Linde und Weide. Da die Erle am strapazierfähigsten ist und so der Schuh am längsten hält, verwandte man Erle am meisten – allerdings nur für Männerschuhe, schließlich ist Erle am schwersten. Da Wilhelm Ochs in den letzten Jahrzehnten der einzige Holzschuhmacher war und er jährlich nur noch wenige hundert Holzschuhe macht, reicht ihm das Holz aus Eigenbeständen; an Bachläufen usw. kann er zudem gerne den Bewuchs von Nachbargrundstücken reduzieren. Das Holz kann übrigens frisch verarbeitet werden.

Wilhelm Ochs verkauft alle Holzschuhe von der Werkstatt aus und ge-

gebenenfalls bei Festlichkeiten in der Region, auf denen er sein altüberliefertes Handwerk immer wieder mal demonstriert. Vor zahlreichen Schulklassen hat er das Holzschuhmachen auch schon vorgestellt.

So bewahrt Wilhelm Ochs eine alte, ansonsten aufgegebene Handwerks-tradition vor dem Vergessen und kann so den jüngeren Generationen einen Einblick in „frühere“ Zeiten geben – Zeiten, in denen die meisten Bewohner ihrer Heimat so arm waren, dass sie Lederschuhe nur sonntags und zu besonderen Anlässen anziehen konnten.

Sein Sohn, der die stark erweiterte Landwirtschaft weiterführt, bekundete aber auch schon Interesse, in den Wintermonaten das Handwerk seines Vaters, Großvaters und Urgroßvaters ein wenig weiter auszuüben.

Bleibt zu hoffen, dass Familie Ochs das altüberlieferte Holzschuhmachen noch lange aufrechterhalten kann – schließlich macht man mit seiner Handwerkstradition noch vielen Menschen eine Freude. ■



Ein Holzschuh wird in der Kopiermaschine analog einem Eisenschuh abgedreht.



Auftackern des Leders.



Präsentieren von je einem Paar Holzschuhe für Damen und Herren.

Neue Literatur

Zusammengestellt von Helga Koch

(Stand: November 2009 – ohne Anspruch auf Vollständigkeit)

BÜCHER, SCHRIFTEN, ABHANDLUNGEN

REINHARD KAISER UND HEINER BOEHNCKE

Simplizissimus

Eichborn-Verlag 2009

Neuübersetzung des 1668 von Grimmelshausen geschriebenen Werkes.

Kulturelle Entdeckungen –

Main-Kinzig-Kreis, Vogelsbergkreis, Wetteraukreis

Hg.: Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen 2009

ISBN 978-3-7954-2189-2

Ein reich bebildertes Handbuch, welches wichtige Informationen zu bekannten und weniger bekannten kulturellen Sehenswürdigkeiten der Region enthält und neugierig auf einen Besuch machen. Angegebene Kontaktadressen mit Telefonnummern und Website-Infos sowie Öffnungszeiten helfen zusätzlich.

JÜRGEN ACKERMANN

Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt – Landesherr der sequestrierten Grafschaft Ysenburg und Büdingen – Folge 66, Band 2008

Hg.: Hessisches Staatsarchiv Darmstadt; Vertrieb: Historischer Verein für Hessen e.V., Karolinenplatz 3, 64289 Darmstadt; ISSN 0066-636 x
Die Arbeit teilt sich in vier Abschnitte: Die Inbesitznahme der Grafschaft Ysenburg und Büdingen im September 1635, die politisch juristischen Schritte der Landgrafen Ludwig V. und Georg II. von Hessen-Darmstadt auf Erwerb ysenburgischen Landes 1623-1635, die Grafschaft unter der Herrschaft von Hessen-Darmstadt 1635-1643, Rückkehr der Grafen von Ysenburg und Büdingen in ihr Land. Sie ist erschienen in den Publikationen „Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde“.

DR. JOHANN MICHAEL FUCHS

Es ist nicht die glücklichste Zone der Erdoberfläche ..., Physikerbericht des o.g. Landgerichts-Physikus aus dem Jahre 1858, der im Auftrag des bayerischen Königs Maximilian II für das ehemalige Landgericht Orb erstellt wurde

Verlag Orbensien Bad Orb 2009, ISBN 978-3-927176-24-9

Der Bericht wurde für alle zum damaligen Landgericht Orb zählenden Orte (Höchst, Wirtheim, Kassel, Aufenau, Neudorf, Hausen, Alsberg, den gesamten Jossgrund außer Marjoß sowie Aura, Ober- und Mittelsinn) als „medizinisch-topographische und ethnographische Beschreibung erstellt, d.h. bevor die genannten Gemeinden nach dem verlorenen Bruderkrieg 1866 zu Preußen oder zu Bayern kamen.

GERRIT HIMMELSBACH UND GERHARD ERMISCHER

Europäische Kulturwege im Spessart, Wanderweg 1–15

CoCon-Verlag Hanau 2009

Seit 2001 werden vom Archäologischen Spessart-Projekt in Aschaffenburg Europäische Kulturwege im gesamten Spessart konzipiert. Über 70 Wege markieren seither die kulturellen Besonderheiten dieser alten Kulturlandschaft. Das Buch mit den ersten 15 Kulturwegen (incl. Serviceteil) enthält die Routen Biebergemünd 1 – Bieber, Bischbrunn, Flörsbachtal 1 und 2, Frammersbach 1 und 2, Gelnhausen 1 – Höchst, Haibach, Kahl am Main 1 und 2, Lohr 1 und 2, Neustadt am Main, Partenstein, Drei Schleifen „Am weißen Leimen“: Kleinwallstadt, Hofstetten, Hausen und Eichelsbach.

GERHARD RUPP (HG.)

Spessart als Text – Analyse und Aneignung einer Landschaft

CoCon-Verlag Hanau 2009; ISBN 978-3-937774-62-6

„Spessart als Text“ ist ein Konzept, anhand dessen diese Kulturlandschaft „gelesen“ werden kann. Dies bedeutet, die Landschaft bewusst als kulturgeformte Natur wahrzunehmen, die Texte über den Spessart, die seit der Frühen Neuzeit vorliegen, zu nehmen, zu analysieren und mit der Landschaftserfahrung in Beziehung zu setzen.

THALIA SCHUSTER (TEXT) UND

BRITTA SCHÄFER-CLARKE (BILDER)

Das Wilde Weib

Geschichtswerkstatt Büdingen (Telefon: 06042-952334)

ISBN 978-3-939454-37-3

Erhältlich auch über joachim.cott@t-online.de. Ein Farbenprächtiges, 38-seitiges Märchenbuch, dem die alte Birsteiner Sage als Vorlage diente und wobei Birsteins geschichtsträchtige Orte unmittelbaren Einfluss nahmen.

DR. WALTER NIESS

Bad Orb – Jagdgebiet der Könige und Solbad

Eine geschichtliche Betrachtung von der Frühgeschichte bis zur beginnenden Neuzeit

Hg.: Geschichtswerkstatt Büdingen 2008; ISBN 978-3-939454-33-5

Das Buch enthält eine umfassende Zusammenstellung der für die Geschichte von Bad Orb relevanten Urkunden und Regesten. Es enthält Informationen über die politischen Gegebenheiten in der Zeit der Mainzer Stiftsfehde und die Lebensverhältnisse des niederen Adels (z. B. Ritterfamilie Erpho von Orb). Die Burg Orb sowie die Entstehung und Entwicklung der Wildbanne Spessart und Büdinger Wald bilden weitere Schwerpunkte.

HANS BIEN, CORINNA DIETZ UND REINHOLD WINTER

Obersotzbach – 100 Jahre Bildergeschichte

Zu erhalten ist das Buch in verschiedenen Verkaufsstellen in Birstein und bei der Gemeindeverwaltung

Das Werk beginnt mit der Zeit des Wiener Kongresses (1815/1816) und reicht bis zur Eingemeindung nach Birstein 1972. Neben vielen Beiträgen zur Geschichte des Ortes sind eine umfassende Chronik sowie zahlreiche Fotos und Karten zu finden.

ANDREA EULER

Zehn Jahre Dichtung, zehn Jahre Wahrheit

ISBN 3-9805957-6-5

Anekdoten aus zehn Jahren Kleinstadt-Buchhandel in Wächtersbach.

JOHANNES KOENIG

Kommunale Selbständigkeit im Schatten Frankfurts – Die Kontroverse um den Möller-Plan; erschienen in den Publikationen „Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde“, Folge 66, Band 2008

Hg.: Hessisches Staatsarchiv Darmstadt; Vertrieb: Historischer Verein für Hessen e.V., Karolinenplatz 3, 64289 Darmstadt; ISSN 0066-636 x
Kommunale Zusammenarbeit, Verwaltungs-/Gebietsreform, Raumordnung, Regionale Planungsgemeinschaft Untermain usw. sind die Themen, mit denen sich die Politiker der 1960er Jahre beschäftigten und die ihren rückblickenden Niederschlag in der vorgelegten Arbeit finden.

HANS-GORG SCHEIDE

Die Brüder Grimm

CoCon-Verlag Hanau 2009

Eine Biografie mit den Kapiteln über die Kindheit und Jugend, die Studienzeit, im Königreich Westfalen, nationale Hoffnungen, politische Enttäuschungen, als Bibliothekare in Kassel, die Göttinger Zeit, die Göttinger Sieben und Berlin.

THOMAS GAAL

150 Jahre Postzustellung in Birstein, von Lichenroth über Birstein nach Hellstein; 1997

Bezugsadresse: Thomas Gaal, Odenwaldstraße9, 63633 Birstein
Diese 288-seitige Dokumentation über die Entwicklung des Kommunikationswesens in einer kleinen Gemeinde am südlichen Rand des Vogelsberges birgt eine Fülle von Informationen, Abbildungen und Dokumenten, welche einen umfassenden Einblick in die Postgeschichte zulassen.

ERWIN RÜCKRIEGEL

Niedergründauer Chronik 1; 2008

Zu erhalten beim Autor in Niedergründau

Dieser Band 1 ist geprägt von einer detaillierten, reich bebilderten Übersicht über die geschichtlichen Ereignisse, beginnend im Jahre 1173 bis 1969, wobei die Dorfentwicklung einen Schwerpunkt bildet.

ERWIN RÜCKRIEGEL

Niedergründauer Chronik 2, 2008

Zu erhalten beim Autor in Niedergründau

In diesem Band wird der Überblick über die geschichtlichen Ereignisse von 1969 bis heute fortgesetzt und mit einem Ausblick auf wichtige Jubiläen in der Zukunft versehen. Ein Schwerpunkt dieses Bandes sind die reich bebilderten landwirtschaftlichen Aktivitäten in früheren Jahren.

WILTRUD FISCHER-PACHE

Wirtschafts- und Besitzgeschichte des ehemaligen Kollegialstiftes St. Peter und Alexander zu Aschaffenburg bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts

Geschichts- und Kunstverein Aschaffenburg 1993; ISBN 3-87965-059-4
Neu angeschafft wurde dieses 461 Seiten umfassende, profunde Werk seitens des Zentrums für Regionalgeschichte, da es vor allem auch die Besitzungen des Stifts im Bereich der Städten und Gemeinden des Nordspessart und damit auch im Altkreis Gelnhausen bzw. Main-Kinzig-Kreis beinhaltet. Dabei werden auch die Entwicklung und Ausdehnung des Wirtschaftsraumes sowie die Bewirtschaftung behandelt.

HARALD WOLF, PAUL MONGEL

Pfaffenhäuser Platt – ein Wörterbuch zum Jössgründer Dialekt

Das Buch kann bei den Autoren unter den Telefon-Nummern 06059-909840 oder 06059-908330 erworben werden
Anlässlich der 950-Jahrfeier von Pfaffenhäuser wurde dieser „Duden“ erstellt, der über 1.000 Wörter mit ihren Übersetzungen enthält. Zudem zeigt das Druckwerk eine Aufstellung über die Familien- und Sippennamen des Ortes, dazu Rezepte u.v.m.

HANS JÜRGEN FREUND

Carl Andreas Roth – Bäckermeister aus Tradition – Dichter aus Passion

Triga-Verlag Gelnhausen
Das 240-seitige Werk weist neben Gedichten, Poesie und Lebensgeschichten des schreibenden Bäckers auch zahlreiche historische und aktuelle Fotografien auf.

ULRICH GASCHER (HG.)

Die verborgene Burg Spielberg

Zu beziehen im Museumsshop des Brachtal Museums in Spielberg und beim Zentrum für Regionalgeschichte des MKK in Gelnhausen (E-Mail: christine.raedler@mkk.de)
Das Büchlein enthält einen Beitrag von Klaus-Peter Decker zur Burg Spielberg als Amtsburg, Jagdstation und Witwensitz, einen Bildteil, der die Burrgeschichte lebendig werden lässt und ein Kapitel (v. U. Gascher) über die Grabungen und Funde auf dem Burggelände. Die Geschichte der Burg ist auch eine Geschichte der Ysenburger Grafen, die durch die vorliegende Dokumentation weiter aufgeklärt wird.

JOCHEN HEINKE

Mit dem Fahrrad unterwegs – Spessarter Flusstouren

CoCon Verlag Hanau 2009
100 Kilometer unbeschwertes Radfahrvergnügen an den Flüssen Jossa, Lohr, Sinn und Main mit Abstechern in das Kinzigtal sind vorgeschlagen und mit Einkehrtipps, Übernachtungsmöglichkeiten und Hintergrundinformationen versehen.

JOACHIM SCHULMERICH

Kinzigtal-Radweg: Von der Quelle bis zur Mündung

CoCon-Verlag Hanau 2009
Die zentrale Lage des Kinzigtal-Radweges im hessisch-bayerischen Radwegnetz erlaubt einen mehrtägigen, abwechslungsreichen Urlaub entlang des Flusses mit Anbindungen an den Vulkan-Radweg und die neue Spessart-Nord-Ost-Passage oder den Kahlal-Radweg. Beschrieben sind auch kulturelle Sehenswürdigkeiten in dieser reizvollen Landschaft.

HERMANN HEIM

Orwer Geschichte und Orwer Löwe, Lyrik und Prosa in Orber Mundart

Kommissionsverlag Orbensien 2008; ISBN 978-3-927176-23-2
Es sind die Kindheitserlebnisse des Autors, die Erinnerungen an die Heidelbeerzeit, den Erstkommunionstag, die Orber Nachtwächter, den Wartturm, den Orbbach, den Schubkarren oder die Wurstsuppe u.v.m., welche dieses in Mundart geschriebene Büchlein prägen und Bad Orb der 1950er und 1960er Jahre in Erinnerung rufen.

HERMANN HEIM

„Wäi's früher war ... als Kinn ie Oab“ – Erlebnisse und Erinnerungen aus den 1950er Jahren in Dialogen in Orber Mundart

Orbansien Bad Orb 2009

DIETER KISSNER

Geschichte der Delfter Blaumalerei ...

in der Produktion der Schlierbacher Keramikfabrik von 1880 bis 1930
 ISBN 978-3-8370-9716-0, zu erhalten im Brachtal Museumsshop
Auf über 100 Seiten werden viele Beispiele dieser Entwicklung dargestellt, von Wanduhren über Services und Gebrauchsgegenständen bis zu Küchengeräten und Möbeln, die mit entsprechenden Motiven verziert wurden.

FRITZ WALTHER, BIRSTEIN

Ei Karl, 2009

Das Büchlein ist zu erhalten beim Autor und in der Buchhandlung Langer in Birstein
Reime und Geschichten beschreiben in Mundart die Natur und die Menschen des Vogelsberges sowie ihren Alltag mit komischen und tragischen Situationen.

KARL SCHMIDT

12 Jahre Nationalsozialismus

Zu erwerben beim Autor in Brachtal (Schlierbach),
 Telefon-Nr. 06053-6199249
In diesem 216-seitigen Buch beschreibt der Autor seine Erlebnisse in den letzten Tagen des Zweiten Weltkrieges, die Kapitulation Deutschlands und das Kriegsende am 8. Mai 1945 sowie den Einmarsch der Amerikaner im Kinzigtal.

ERWIN RÜCKRIEGEL

Bauernhof Häfner in Niedergründau von 1850 bis 2005; Teil 3 aus der Reihe Niedergründau in Geschichte und Gegenwart

Zu erhalten beim Autor in Niedergründau
Das Buch beschreibt die Geschichte des heute als Museum genutzten Hauses und seiner Bewohner, die Arbeiten auf dem Hof und die ehrenamtliche Arbeit im Vereinsleben.

ERWIN RÜCKRIEGEL

Die Allee

Zu erhalten beim Autor in Niedergründau
Ebenfalls aus der Reihe Niedergründau in Geschichte und Gegenwart. Der Autor erzählt die wechselvolle Geschichte dieser heute als Mittelgründauer Straße bezeichneten einstigen Allee und die seiner Bewohner.

PETER TAUBER, HG.

Läusejagd und Rohrkrepierer –**Willi Löber, an den Fronten des Zweiten Weltkrieges**

Books on Demand GmbH, Norderstedt 2004, ISBN 3-8334-4037-6
In diesem Buch beschreibt W. Löber seine Erlebnisse als Soldat, vor allem in Russland, aber auch in Frankreich.

Der Frauenschuh in Hessen

Hg.: Hess. Ministerium für Umwelt, Energie, Landwirtschaft und Verbraucherschutz in Wiesbaden, E-Mail: poststelle@hmuenv.hessen.de; erarbeitet vom Arbeitskreis Heimische Orchideen Hessen e.V.
Die Broschüre beschäftigt sich intensiv mit der Verbreitung, Gefährdung und Artenschutzmaßnahmen.

ANNITA M. ROSENTHAL

Ach, woas ess die Weld su schie – Heiteres und Besinnliches aus dem Hanauer Land bis in die Wetterau, 2003

ISBN 3-8334-0504-X

ANNITA M. ROSENTHAL

Hosde a bissie Zeid? – Heiteres und Besinnliches aus dem Hanauer Land bis in die Wetterau

ISBN 3-8334-1265-8

ROBERT UND KLARA BASTIAN

Heldenbergen einst und jetzt – eine Zeitreise in Wort und Bild

ISBN 978-3-00-028349-9
Ein wunderschön gestalteter Bildband, der schwerpunktmäßig die Geschichte von Heldenbergen, ehemals Kreis Friedberg, heute Stadtteil von Nidderau, wiedergibt.

G. WITTENBERGER, K. LÖTZSCH

Beiträge zur Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg II

Hg.: Heimat- und Geschichtsvereins Babenhausen e.V.
 in der Reihe Babenhausen einst und jetzt, Band 34, 2009
 ISSN 0174-3939

GERHARD JAHN

Die zehn Gebote galten nichts mehr

Dieser Sonderdruck ist beim Verfasser und in der Buchhandlung „Dichtung und Wahrheit“ in Wächtersbach zu haben
Zeitzeugen berichten aus der NS-Zeit und vom Kriegsende 1945 in Wächtersbach. 3. Auflage und Nr. 314 aus den Sammlungen zur Geschichte von Wächtersbach. In dieser 122-seitigen Arbeit mit z.T. sehr seltenen Fotos und Dokumenten sind 25 Zeitzeugen-Berichte zusammengetragen und ausgewertet.

ILSE WERDER UND ROTRAUD SCHÄFER

Blauer Dunst und flinke Finger

CoCon Verlag Hanau 2009; ISBN 978-3-937774-76-3

Hg.: Archiv für Frauenleben des MKK Gelnhausen
Das Buch bietet auf 180 Seiten einen Streifzug durch 300 Jahre Hanauer Frauen-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Schwerpunkt dabei ist die 150 Jahre alte Zigarrenherstellung in über 100 Fabriken der Region, von Hanau bis in das Freigericht und von Rodenbach bis Bad Orb. Den Auswirkungen dieser Arbeit auf die Gesundheit, der Geschichte der Tabakpflanze und der Entstehung einer Zigarre sind weitere Kapitel gewidmet.

KONRAD WEIGEL

Der Madstein und andere Orber Sagen bzw. Gedichte

Kw.rott. 4/2008; Bezugsadresse des 24-seitigen Bändchens:

Konrad Weigel, Feldkähler Straße 46, 63768 Hösbach-Rottenberg.

FESTSCHRIFTEN

„Jubiläumsschrift 950 Jahre Bad Orb – 1059–2009“

Hg.: Stadt Bad Orb; zu erwerben über den örtlichen Buch- und Zeitschriftenhandel

Festschrift anlässlich des diesjährigen Stadtjubiläums mit einer großen Vielfalt an Beiträgen über die Entwicklung der Stadt, ihre Bewohner, Lebensbedingungen, Kirchen, Erwerbsmöglichkeiten, Kurgeschehen, Vereine, Verkehrswesen u.v.m.

SPD GROSSAUHEIM/WOLFGANG 1869–2009

Chronik zum 140-jährigen Bestehen des SPD-Ortsvereins Großauheim/Wolfgang

Zu erhalten beim 1. Vorsitzenden Thomas Straub

800 Jahre Hailer – 1207–2007

Hg.: Festausschuss unter der Leitung von Karl Pleyer und Günter Engel, Hailer

Festbuch – Dorf- und Vereinschroniken, mit wunderschön bebilderten Beiträgen zur Geschichte von Hailer

PERIODIKA

Gelnhäuser Geschichtsblätter 2008

ISSN 1862–1899

Mit einem Beitrag von Dr. Jürgen Ackermann über die Geschichte der Gelnhäuser Mühlen und zwei Beiträgen von Ulrike Weingärtner zur deutsch-jüdischen Geschichte (Stellung der Juden vom frühen Mittelalter bis zur Reformationszeit, Geschichte der Gelnhäuser Juden in diesem Zeitabschnitt). Nicht fehlen darf das reichhaltige Jahresprogramm des Gelnhäuser Geschichtsvereins mit der Jubiläumsfeier „100 Jahre Heimatmuseum“.

Sammlungen zur Geschichte von Wächtersbach, 52. Lieferung 2009

Dieser Band umfasst 6 Beiträge: „Spielberg: Amtsburg – Jagdstation – Witusitz“, „Trimberger und I(Y)senburger Burgmänner in Wächtersbach, insbesondere die Herren Küchenmeister“; „Karl Kniss der Erbprinz – Mittelpunkt der Gastlichkeit und Geselligkeit“, „Die Adt-Siedlung – der erste soziale Wohnungsbau in Wächtersbach...“, „Die evangelischen und katholischen Kirchen von Wächtersbach“, „Das alte Wittgenborner Bornrad entsteht neu“.

Sammlungen zur Geschichte von Wächtersbach, 53. Lieferung 2009

„Wächtersbach in fünf Jahrzehnten“, „Die Isenburg im Westerwald“, „Der Hainhof bei Wächtersbach und der lange Prozess zwischen den Forstmeistern von Gelnhausen und Ysenburg um seinen Besitz“ sowie ein Beitrag über die Geschichte des Vogelsberger Höhenclubs (Sektion Wächtersbach) prägen diesen neuen Band des Geschichtsvereins Wächtersbach.

Beide Sammlungen, aber auch Einzelveröffentlichungen können beim 1. Vorsitzenden Gerhard Jahn (Telefon 06053-2126), Wernerstraße 11, 63607 Wächtersbach, erworben werden. Das Gesamtverzeichnis ist auch auf der Homepage des Vereins veröffentlicht (www.hgv-waechtersbach.de); ISSN 0931-2641

Linsengerichter Geschichtsblätter 2008

Zu erhalten in verschiedenen Geschäften und an Museums-Öffnungstagen
Titelthema dieser neuen Ausgabe ist das Hofgut Geisberg. Außerdem haben sich die Autoren mit den Grenzsteinen des Gerichtswaldes, der Ziegelhäuser Zunft 1691–1800, mit dem Thema von der Ortsschelle zum Ortsfunk, der Gemeindechronik u.v.m. beschäftigt.

Haitzer Heimathefte 2008

Hg.: Arbeitskreis Haitzer Geschichte, der das Thema „Der Zweite Weltkrieg verändert das Dorf Haitz“ behandelt, wobei viele Details zu den Ausgebombten, Evakuierten, Flüchtlingen und Heimatvertriebenen zusammengetragen wurden. Ein weiteres Kapitel betrifft den Motorsportclub Haitz von 1959 bis 1968.

Mitteilungen des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde e.V., Heft Nr. 50 (2009)

zu erhalten beim VHG Wegner, Landaustraße 18, 34121 in Kassel
Es enthält Beiträge aus Stadt und Land, aus dem Vereinsleben, zum Tag der Hessischen Landesgeschichte in Kassel.

Dörnigheimer Geschichtsblätter des Geschichtsvereins Dörnigheim e.V. Nr. 10/2009

Zu erhalten beim Geschichtsverein in Dörnigheim
Schwerpunkt: „4000 Jahre Totenbestattung in der Dörnigheimer Gemarkung“ von Ingeborg Schall.

Dörnigheimer Geschichtsblätter Nr. 16/2010

Schwerpunkt „Bilder aus dem kirchlichen Leben des alten Dörnigheim“ ebenfalls von Ingeborg Schall.

Linsengerichter Geschichtsblätter des Heimat- und Geschichtsvereins Jg. 2008

Bezugsadresse: Vorstand des Vereins, Hauptstraße 15c, 63589 Linsengericht

Dieser Band enthält Beiträge u.a. über das Hofgut Geisberg, was alte Steine erzählen können, über das Linsengericht heute, die Ziegelhäuser Zunft, aus dem Kreisblatt von 1894 u.v.m.

Neues Magazin für Hanauische Geschichte 2009/II

Hg.: Hanauer Geschichtsverein 1844 e.V., Schlossplatz 2, 64550 Hanau
Mit Abhandlungen über „Vom Kastell zum Stadtteil – Überlegungen und Texte zur Ausstellung 950 Jahre seit der Ersterwähnung von Kesselstadt“, die Juden in Kesselstadt, aus dem Leben eines Farospielers, die Braun-Huth'sche Stiftung und die Anfänge der Vincentinerinnen in Hanau 1882–1906 u.v.m.

Zwischen Vogelsberg und Spessart –**Heimat-jahrbuch für den Altkreis Gelnhausen 2010**

Hg.: Kreisausschuss des MKK in Gelnhausen
Kaum aufzuzählen ist die Vielfalt an Beiträgen in diesem Büchlein, welches diesmal die Orte und Plätze der Begegnung in den einzelnen Kommunen zum Hauptthema hat. Kirchen, Gasthäuser, Jugendherbergen, Gemeinschaftshäuser u.v.m. sind hierbei mit ihren Geschichten einbezogen, welche alle mit ihren unterschiedlichen Entwicklungen Zentren des Zusammenlebens waren und sind. Darüber hinaus sind auch die Tier- und Pflanzenwelt berücksichtigt, genau wie viele kleine Geschichten, die es festzuhalten gilt.

Bergwinkel-Bote – Heimatkalender für den Altkreis Schlüchtern 2010

Hg.: Kreisausschuss des MKK in Gelnhausen
Auch dieser Kalender gehört in jede Familie, der erneut interessante Beiträge aus fast allen Orten des Altkreises enthält, z.B. Die Hugenottenfamilie Udet und ihre Beziehung zu Salmünster, die Kirche von Wallroth, das Gaswerk in Steinau, die Bürgerwehr in Ulmbach 1919, Schwierigkeiten beim Bau der 2. Röhre des Distelrasen-Tunnels, den Streit um die Sannerzer Kirchweih 1763–1765 u.v.m.

MEINOLF DRÜLL

Das Jahr 2008 aus der Sicht des Geschichtsvereins Biebergemünd e.V.

Zu beziehen beim 1. Vors. Peter Nickel, Biebergemünd-Bieber
Mit einer Chronik der Aktivitäten 2009.

Medaillen für Heimatpflege und regionale Geschichtsforschung 2009



(Von links): Landrat Erich Pipa überreichte gemeinsam mit Christiane Raedler (rechts), Leiterin des Zentrums für Regionalgeschichte, die Medaille an Hans-Werner Dörich, Marie Basermann, die in Vertretung ihres Gatten erschien, und Gerhard Jahn.

Seit 1988 verleiht der Main-Kinzig-Kreis eine Medaille für besondere Leistungen auf dem Gebiet der Heimatpflege und Geschichtsforschung. Die Begründung lieferte Landrat Erich Pipa anlässlich der aktuellen Übergabe der Auszeichnung am Donnerstag, den 22. Oktober 2009 in Gelnhausen mit einem Zitat von Jacob Grimm: „Wer seine Heimat liebt, muß sie auch verstehen; wer sie aber verstehen will, muß überall in ihre Geschichte zu dringen suchen.“ Die Beschäftigung mit der Vergangenheit kann auf sehr unterschiedliche Weise erfolgen, machte der Landrat mit Blick auf die drei Preisträger deutlich.

So taucht **Gerhard Jahn** aus Wächtersbach seit vielen Jahren tief in die Erdgeschichte ein und erforscht und vermittelt die geologische Entstehung von Kinzigtal, Vogelsberg und Spessart. Seit 1995 ist er darüber hinaus 1. Vorsitzender des Heimat- und Geschichtsvereins Wächtersbach. Die Ergebnisse seiner Forschungen brachte er in rund 150 fundierten Publikationen bislang zu Papier. Hinzu kommen über 150 Vorträge und 50 Exkursionen, wie Landrat Erich Pipa mitteilte.

Ein „ganz spezielles Projekt von Gerhard Jahn“ war die Errichtung des Steinegartens am Rathaus in Wächtersbach mit vielen geologischen Fundstücken. Im vergangenen Jahr konnte dieser anschaulich dreidimensional erfahrbare Beitrag zur erdgeschichtlichen Entwicklung endlich eingeweiht werden. „Bei seinen Bemühungen ist es ihm ein besonderes Anliegen, sein Wissen auch an Kinder und Jugendliche weiterzugeben“, betonte Pipa. Gerhard Jahn ist Motor eines lebendigen Vereinslebens und immer motiviert, weitere Geheimnisse einer interessanten Vergangenheit seiner Heimatstadt zu lüften, bestätigte auch Bürgermeister Rainer Krätschmer, der dem Preisträger herzlich gratulierte.

Gerhard Jahn schloss in seine Dankesworte die vielen ehrenamtlichen Helferinnen und Helfer mit ein. Zwar müsse er aufgrund der „müden Knochen“ die Arbeit im Freiland und das Steine sammeln inzwischen etwas einschränken, doch dafür verbringe er mehr Zeit am Schreibtisch.

Walter Basermann aus Steinau, seit 2001 Mitglied in der Kommission zur Erhaltung des historischen Altstadt-kerns, beteiligte sich unter anderem am Aufbau der heimatkundlichen Sammlung des Geschichtsvereins sowie an mehreren Ausstellungen in seiner Heimatstadt. Landrat Pipa beschrieb den engagierten Heimatpfleger als herausragendes Vorbild.

Die Glückwünsche für Walter Basermann nahm seine Ehefrau Marie entgegen, da der Preisträger aus gesundheitlichen Gründen nicht an der Feierstunde teilnehmen konnte. „Wo immer etwas in Steinau in den letzten 20 Jahren in denkmalpflegerischer Hinsicht oder in Bezug auf historische Handwerkskunst getan werden musste, Walter Basermann hat es angepackt“, sagte Landrat Erich Pipa. So habe er 2002 die Ausgrabung und Dokumentation eines Teilstücks der alten Handelsstraße Frankfurt–Leipzig im Kinzigstausee mit vorangetrieben. Das authentisch wieder aufgebaute Stück ist heute im Außenbereich des Brüder Grimm-Hauses in Steinau zu bewundern.

Als herausragend bezeichnete der Landrat auch die Leistungen im Bereich der Objektrestaurierung, bei dem das handwerkliche Geschick von Walter Basermann zum Tragen kommt. „So verdanken wir ihm die Restaurierung der barocken Engelgruppe an der Kanzel der Katharinenkirche in Steinau, der er sich von 2005-2007 mit außerordentlicher Hingabe widmete“, nannte Pipa ein Beispiel.

Neben dem Handwerk, gehört die Fotografie zu seinen großen Leidenschaften. Unter den

vielen heimatgeschichtlichen Buch- und Ausstellungsprojekten, in denen er seine fotografischen Arbeiten eingebracht hat, sticht der in Zusammenarbeit mit Conny Merz entstandene Bildband „Zeitblende – Leben in Steinau an der Straße mit Bildern von gestern und heute“ von 2007 hervor. Darüber hinaus wirkte Walter Basermann maßgeblich bei einer Vielzahl von Ausstellungen im Rahmen des Geschichtsvereins mit wie „Steinau vor und nach der Jahrhundertwende“, „Basaltwerk Ohl“ oder auch „75 Jahre Dreiturm Steinau“.

Die persönlichen Dankesworte des Preisträgers übermittelte stellvertretend Hans-Joachim Knobloch, 1. Vorsitzender des Geschichtsvereins Steinau. Im Anschluss gratulierte Bürgermeister Walter Strauch.

Die jüngere Geschichte ist das Betätigungsfeld von **Hans-Werner Dörich** aus Hanau. Er ist inzwischen 35 Jahre Vorsitzender und Begründer des Fördervereins Dampfmaschinenmuseum e.V. Hanau-Großauheim und passivierter Sammler und Restaurator historischer Dampfmaschinen und landwirtschaftlicher Geräte. Auch ist er Organisator der „Dampftage“ in Hanau-Großauheim. „Mit seiner Arbeit macht er industrielle Fertigungs- und Transportprozesse wieder lebendig“, berichtete Pipa in seiner Rede. Durch sein herausragendes Engagement habe er das Dampfmaschinenmuseum Großauheim zu einem überregionalen Publikums-magneten gemacht.

Nach den Dampftagen kamen 2001 weitere Veranstaltungen anlässlich der „Nacht der Museen“ und dem „Tag der Route der Industriekultur“ hinzu. In vielen Seminaren und Lehrgängen zur Dampftechnik in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Hanau gibt Hans-Werner Dörich sein Wissen anschaulich weiter. Im kommenden Jahr werde das Museum sowie das benachbarte Freigelände nach der Erweiterung und Neugestaltung wieder eröffnet.

Rund 30 Stunden arbeitet der gelernte Kaufmann jede Woche an seinen Maschinen. „Ich kenne unseren Preisträger eigentlich nur im Blaumann“, bestätigte auch Gerhard Lubert, Ortsvorsteher von Großauheim/Wolfgang. Er übermittelte in seiner kurzen Ansprache die Glückwünsche des Hanauer Magistrates und dankte für den unermüdeten Einsatz. Denn die maßgeblich von Hans-Werner Dörich zusammengetragenen Exponate dokumentieren in besonderer Weise das industriekulturelle Erbe der Stadt Hanau.

Der Preisträger nannte die Auszeichnung in seiner Dankesrede eine angenehme Bestätigung, dass seine Tätigkeit „wohl doch nicht völlig verrückt sei“. Denn diese Frage habe er sich auch selbst schon gestellt, etwa wenn innerhalb von zwei Tagen eine 42 Tonnen schwere Dampfmaschine in Cuxhaven abzuholen sei. Doch dank der Unterstützung vieler Mitstreiter rund um den Verein konnte auch dieses Projekt erfolgreich bewältigt werden, erzählte Dörich. ■

Veranstaltungen und Termine 2010

01. JANUAR–28. FEBRUAR

Heimatmuseum, Schlosspark,
Langenselbold, Schlosspark 2

Sonderausstellung:

„Die Keltenwelt am Glauberg“

Verein für Geschichte und Heimatkunde
Langenselbold

www.heimatmuseum-langenselbold.de

16. JANUAR · 15.00 UHR

Romanisches Haus, Kaisersaal

**Traditionelles Brezeessen mit
Präsentation der von Michael Zieg
erstellten Regesten**

Geschichtsverein Gelnhausen e.V.

www.geschichtsverein-gelnhausen.de

27. JANUAR · 20.00 UHR

Aula der Friedrich-August-Genth-Schule,
Wächtersbach, Gelnhäuser Straße 1–5

**Lichtbilder-Vortrag von Renate Holzapfel:
„Erinnerungen an magere CARE-Pakete
und andere Lichtblicke“**

Heimat- und Geschichtsverein
Wächtersbach e.V.

www.hgv-waechtersbach.de

19. FEBRUAR · 20.00 UHR

Romanisches Haus, Brausaal

**Vortrag von Dr. Georg-W. Hanna:
„Die Ritteradligen von Hutten –
ihre soziale Stellung in Kirche und Staat
bis zum Ende des alten Reiches“**

Geschichtsverein Gelnhausen e.V.

www.geschichtsverein-gelnhausen.de

24. FEBRUAR · 20.00 UHR

Aula der Friedrich-August-Genth-Schule,
Wächtersbach, Gelnhäuser Straße 1–5

**Lichtbildvortrag von Joachim Lorenz:
„Glück auf – der Steiger kommt“ –
Der Erzbergbau im Spessart**

Heimat- und Geschichtsverein
Wächtersbach e.V.

www.hgv-waechtersbach.de

12. MÄRZ · 19.30 UHR

Kaisersaal Schloss Meerholz

**Vortrag von Dr. Hans-Peter Decker:
„Ehemalige Klöster in der Grafschaft
Isenburg“**

Geschichtsverein Meerholz-Hailer
Freunde des Heimatmuseums

19.–26. MÄRZ

Ausstellung:

„20 Jahre Archiv Frauenleben
im Main-Kinzig-Kreis e.V.“

Forum des Main-Kinzig-Kreises,
Barbarossastraße 22, Gelnhausen
Archiv Frauenleben im Main-Kinzig-
Kreis e.V.

www.mkk.de

16. APRIL · 20.00 UHR

Romanisches Haus, Brausaal

**Vortrag von Markus Kunze:
„Entstehung der Musik von der Steinzeit
bis ins Mittelalter“**

Geschichtsverein Gelnhausen e.V.

www.geschichtsverein-gelnhausen.de

9. MAI · 11.00 UHR

Sport- und Kulturhalle Meerholz

**Europatag: Eröffnung des Kultur-
wanderwegs Meerholz**

Geschichtsverein Meerholz-Hailer
Freunde des Heimatmuseums

16. MAI · 09.00 UHR

Treffpunkt: Parkplatz an der Kreisstraße
K 887 zwischen Aufenau und Bad Orb an
der Südseite der Autobahn-Unterführung
am „Aufenauer Berg“

**Erdgeschichtliche-heimatkundliche Wande-
rung: „Wir besteigen die Große Kuppe“**

Heimat- und Geschichtsverein
Wächtersbach e.V.

www.hgv-waechtersbach.de

16. MAI · 14.00 UHR

Biebergrund, Museum
Außenstelle Saal Samer

**Museumstag – 10 Jahre Biebergemünd
Museum und Eröffnung der Sonder-
ausstellung Alteburg bei Kassel**

Heimat- und Geschichtsverein
Biebergemünd e.V.

www.geschichtsverein-biebergemuend.de

16. MAI–11. JULI

10.00–12.00 UHR · 14.00–17.00 UHR
Museum Großkrotzenburg,
Breite Straße 20

**Museumstag – Eröffnung der Sonderaus-
stellung: „Der Keltenfürst vom Glauberg“**

Heimat- und Geschichtsverein
Großkrotzenburg e.V.

www.museum-grosskrotzenburg.de

18. JUNI · Treffpunkt um 18.00 Uhr

Parkplatz am Waldfriedhof Meerholz
**Abendwanderung mit Natur- und Vogel-
schutzgruppe rund um den Rauhenberg**
Geschichtsverein Meerholz-Hailer
Freunde des Heimatmuseums

20. AUGUST · 20.00 UHR

Romanisches Haus, Keller

**Vortrag von Gerhard Blumenröder:
„Armand Strubbergs unfreiwillige
Abenteuer“**

Geschichtsverein Gelnhausen e.V.

www.geschichtsverein-gelnhausen.de

10. SEPTEMBER · 19.30 UHR

Kaisersaal Schloss Meerholz

**Vortrag von Hagen Maldfeld:
„Neue Erkenntnisse zur jüdischen
Geschichte von Meerholz“**

Geschichtsverein Meerholz-Hailer
Freunde des Heimatmuseums

19. SEPTEMBER · 14.00 UHR

Am Biebergrund-Museum

**Ausstellung von Joachim Lorenz:
„Tag des Geotops – Wie kam das Silber
und Kobalt nach Bieber?“**

Heimat- und Geschichtsverein
Biebergemünd e.V.

www.geschichtsverein-biebergemuend.de

7. NOVEMBER · 14.00 UHR

Museum Biebergrund, Saal Samer

**Sonderausstellung:
„125 Jahre Spessartbahn“**

Heimat- und Geschichtsverein
Biebergemünd e.V.

www.geschichtsverein-biebergemuend.de

12. NOVEMBER · 19.30 UHR

Kaisersaal Schloss Meerholz

**Vortrag von Hans Kreutzer:
„Die Meerholzer Grafen und der
Gründauer Prozess“**

Geschichtsverein Meerholz-Hailer
Freunde des Heimatmuseums

19. NOVEMBER · 20.00 UHR

Romanisches Haus, Brausaal

**Vortrag von Christine Raedler:
„Die Vorgeschichtlichen Grabhügel
bei Gelnhausen – Befund, Fundgut und
Rezeption“**

Geschichtsverein Gelnhausen e.V.

www.geschichtsverein-gelnhausen.de

MainKinzigGas schafft Arbeitsplätze in der Region.



*Über 300 Unternehmen und
Geschäftspartner mit
einem Umsatzvolumen von
rund 5,6 Mio. EUR im
Main-Kinzig-Kreis und Hessen.*

**main
kinziggas**
...Erdgas im Main-Kinzig-Kreis.

www.mainkinziggas.de



Sparkassen-Finanzgruppe
Hessen-Thüringen

Wir sind Ihnen verbunden – wann immer
Sie uns brauchen.

 Kreissparkasse
Gelnhausen

Gut zu wissen: Ihre Sparkasse kümmert sich um alle Ihre finanziellen Anliegen – um die zuverlässige Abwicklung Ihrer Überweisungen und Daueraufträge, um Ihre Geldanlagechancen, Ihre Vermögensfragen und die Zukunftsvorsorge. Wann immer Sie uns brauchen, wir sind für Sie da – persönlich, telefonisch, online. Wann hören wir von Ihnen? Kreissparkasse Gelnhausen. Gut für die Region. **Wenn's um Geld geht – Sparkasse.**